



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2011

Die Figur des Ingenieurs im Kontext. Utopien und Utopiedebatten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

Leucht, Robert

Abstract: This article analyses the role of the engineer in utopian stories (a successful genre at the beginning of the 20th century) as well as in contemporary debates on utopia. It discusses the various forms in which the engineer has been adapted against the background of the emerging technocracy movement considering 1) several pieces of utopian fiction (by Josef Andre', Carl Grunert et al.), 2) attempts to establish a scientific form of utopia (Otto Neurath), and 3) Robert Musil's argument in favor of »bewußten Utopismus« (conscious utopianism). Despite aesthetic and ideological differences among the texts it is argued that the engineer in all of these cases serves a key function in showing utopian worlds as actual constructable worlds and in contrast to the illusionary. It is precisely this rehabilitation of utopia in the sense of its enablement which links the development of the genre with the debates on utopia and which represents a characteristic feature of this particular phase in the history of utopias.

DOI: <https://doi.org/10.1515/iasl.2011.022>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-135156>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Leucht, Robert (2011). Die Figur des Ingenieurs im Kontext. Utopien und Utopiedebatten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur:283-312.

DOI: <https://doi.org/10.1515/iasl.2011.022>

Die Figur des Ingenieurs im Kontext

Utopien und Utopiedebatten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*

This article analyses the role of the engineer in utopian stories (a successful genre at the beginning of the 20th century) as well as in contemporary debates on utopia. It discusses the various forms in which the engineer has been adapted against the background of the emerging technocracy movement considering 1) several pieces of utopian fiction (by Josef André, Carl Grunert et al.), 2) attempts to establish a scientific form of utopia (Otto Neurath), and 3) Robert Musil's argument in favor of »bewußten Utopismus« (conscious utopianism). Despite aesthetic and ideological differences among the texts it is argued that the engineer in all of these cases serves a key function in showing utopian worlds as actual constructable worlds and in contrast to the illusionary. It is precisely this rehabilitation of utopia in the sense of its enablement which links the development of the genre with the debates on utopia and which represents a characteristic feature of this particular phase in the history of utopias.

1. Der Ingenieur wird zum gesellschaftlichen Hoffnungsträger

1908 erscheint in der von Martin Buber zwischen 1906 und 1912 im Verlag Rütten & Loening herausgegebenen Reihe *Die Gesellschaft* als 21. Band eine Monografie mit dem Titel *Der Ingenieur*.¹ Ihr Verfasser ist der weitgehend unbekannte Ludwig Brinkmann, ein diplomierter Ingenieur, der unter dem Pseudonym F. W. Boyen gelegentlich als Romancier tätig war.² Bubers vierzig Bände umfassende Reihe, zu deren Beiträgern auch so berühmte Autoren der Zeit gehören wie Georg Simmel, Fritz Mauthner, Gustav Landauer, Franz Oppenheimer und Rudolf Pannwitz, ist der Behandlung gesellschaftlicher Phänomene verpflichtet. Mit der *Gesellschaft* legt Buber also zu einem Zeitpunkt, da die Soziologie als Wissen-

* Der Beitrag ist aus einem Kapitel meiner Habilitationsschrift entstanden, im dem ich mich mit literarischen Utopien in der deutschsprachigen Literatur zwischen 1900 und 1933 beschäftige.

¹ Ludwig Brinkmann: *Der Ingenieur*. Frankfurt/M.: Rütten & Loening 1908.

² Vgl. Ohne Autorenangabe: Brinkmann, Ludwig. In: Bruno Berger u. a. (Hg.): *Deutsches Literaturlexikon. Biographisch-bibliographisches Handbuch*. Bd. 1. Bern/München: Francke 1968, S. 63. Brinkmann wurde 1880 in Westfalen geboren, sein Sterbedatum konnte in keinem der konsultierten Autorenlexika eruiert werden. Einige Hinweise auf Brinkmanns Leben gibt Katja Schwiglewski: *Erzählte Technik. Die literarische Selbstdarstellung des Ingenieurs seit dem 19. Jahrhundert*. Köln u. a.: Böhlau 1995, S. 58–60. In der Auswahl von Bubers Briefwechsel zwischen 1897 und 1918 ist eine Korrespondenz mit Brinkmann nicht nachgewiesen, vgl. Martin Buber: *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*. Hg. von Grete Schaefer. Heidelberg 1972–1975. Bd. 1: 1897–1918. Heidelberg: Lambert Schneider 1972.

schaft noch in den Kinderschuhen steckt, eine Reihe vor, deren Ausrichtung aus heutiger Perspektive als eine durchweg soziologische zu bezeichnen ist. Auf diese Weise wird ein thematisches Terrain erschlossen, für das es innerhalb der universitären Disziplinen zwar noch keine Zuständigkeit gab, für das sich das gebildete Bürgertum der Wilhelminischen Epoche aber zunehmend interessierte, was nicht zuletzt auch aus den überwiegend positiven Echos innerhalb der bürgerlichen Presse hervorgeht.³ Bubers Geleitwort zum ersten Band, Werner Sombarts *Das Proletariat*, sowie seiner Korrespondenz aus den Jahren 1905 und 1906, in denen er sich intensiv um Beiträge bemüht, ist zu entnehmen, dass es ihm von Beginn an um einen spezifischen Aspekt des Sozialen geht. In einem Brief an Hermann Stehr, der einen nie zu Stande gekommenen Band, *Das Dorf*, hätte beitragen sollen, entwirft Buber die Ausrichtung der *Gesellschaft* folgendermaßen:

Unter dem Gesamttitel »Die Gesellschaft« gedenke ich eine Sammlung von Studien zur sozialen Psychologie herauszugeben. Ich verstehe darunter nicht eine begriffliche fachwissenschaftliche Erörterung, so sehr ich den sachlichen und positiven Charakter dem Ganzen gewahrt wissen möchte, sondern eine Darstellung der seelischen Wirklichkeiten, die aus dem Zusammenwirken von Menschen entstehen. Überall da, wo durch Wechselbeziehungen mehrerer Individuen neue, in keinem isolierten Individuum mögliche Werte, neue psychische Tatsachen geschaffen werden, scheint mir ein Gegenstand gegeben zu sein, der der sozialpsychologischen Betrachtung unterworfen ist. Diese psychischen Tatsachen werden selbstverständlich nur im Einzelmenschen vorgefunden, aber durch ihre Entstehung und ihren Zusammenhang gehören sie einer über den Einzelnen hinausgreifenden, überindividuellen Ordnung an.⁴

Buber geht es also um »eine Darstellung der seelischen Wirklichkeiten, die aus dem Zusammenwirken von Menschen entstehen«,⁵ um psychologische Phänomene, die dem Sozialen entspringen. Eine solche Verschränkung von Gesellschaftlichem und Seelischem ist im Sinne einer für alle Einzelbände als verbindlich gedachten Leitlinie auch durch den Untertitel der Reihe, »Sammlung sozialpsychologischer Monographien«, angezeigt. Diese programmatische Forderung aber ist in Brinkmanns Behandlung des Ingenieurs nur zwei Jahre nach Bubers Geleit-

³ Bubers Arbeit als Lektor und Herausgeber im Frankfurter Verlag Rütten & Loening fand vergleichsweise wenig Resonanz in der Forschungsliteratur. Vgl. immerhin die folgenden Publikationen: Erhard R. Wiehn: Zu Martin Bubers Sammlung »Die Gesellschaft«. Ein fast vergessenes Stück Soziologiegeschichte in Erinnerung an den 25. Todestag ihres Herausgebers 1990. In: Jahrbuch für Soziologiegeschichte 2 (1991), S. 183–207; Paul R. Mendes-Flohr: Von der Mystik zum Dialog. Martin Bubers geistige Entwicklung bis hin zu »Ich und Du«. Königstein/Ts.: Jüdischer Verlag 1978, S. 111–130. Einige wenige Hinweise finden sich auch bei Alfred Frommhold: Rütten & Loening. Ein Rückblick auf 125 Jahre Verlagsgeschichte. In: Rütten & Loening (Hg.): Hundertfünfundzwanzig Jahre Rütten & Loening 1844–1969. Ein Almanach. Berlin: Rütten & Loening 1969, S. 9–86, hier S. 58. Siehe auch Hans Diefenbacher: Martin Bubers Sammlung »Die Gesellschaft« – 100 Jahre danach. In: Friedhelm Hengsbach (Hg.): Das Proletariat. Marbach: Metropolis 2008, S. XX.

⁴ Buber: Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten (Anm. 2), S. 230.

⁵ Ebd.

wort fast gar nicht umgesetzt; überhaupt tritt die Leitlinie der Reihe, ihre »sozialpsychologische« Ausrichtung, bis zu ihrer Einstellung im Jahr 1912 immer weiter in den Hintergrund. Dessen ungeachtet spricht es aber deutlich für die gesellschaftliche Relevanz, die dem Ingenieur zu Beginn des 20. Jahrhunderts beigemessen wird, dass Buber ihm innerhalb einer Reihe, die Erhard R. Wien als »insgesamt wohl die umfassendste Beschreibung und Analyse der Wilhelminischen Gesellschaft des Deutschen Kaiserreichs vor dem Ersten Weltkrieg«⁶ bezeichnet, einen eigenen Band widmet.

Worin aber liegt diese gesellschaftliche Bedeutung des Ingenieurs begründet? Mit Blick auf Brinkmanns Monografie wäre zu antworten, dass der Ingenieur keineswegs nur als Vertreter eines Berufsstandes verstanden wird, sondern vielmehr als Verkörperung einer ganz neuen Weltanschauung. In entsprechend emphatischem Ton schreibt Brinkmann: »– und jetzt entsteht ein neuer Stand, ein neues Geschlecht, eine neue Entwicklungsstufe geistiger Veranlagung, welche berufen ist, dem Weltbilde ein anderes Antlitz zu verleihen, – es entsteht der Ingenieur«.⁷ Brinkmann begründet die von ihm behauptete und nunmehr möglich gewordene Bedeutung der Ingenieure entwicklungsgeschichtlich: In einem kurzen, mit der Überschrift »Theorie« versehenen Kapitel argumentiert er, dass sich die Einsichten der Ingenieure seit dem 18. Jahrhundert vom Bereich des Materiellen gelöst hätten und nunmehr die unsichtbaren, abstrakten Kräfte der Welt betreffen würden. Aufgrund dieser veränderten Blickrichtung, so Brinkmanns Argumentation, habe sich der Ingenieur von einem herkömmlichen Handwerker zu einem Wissenschaftler gewandelt, dessen Erkenntnisse nun »in allen menschlichen Dingen«⁸ wirksam werden können, und das heißt weiter: in verschiedenen Bereichen der Gesellschaft anwendbar wären. Diese erweiterte Zuständigkeit des Ingenieurs betrifft gemäß Brinkmann nicht nur Kriegsführung und Landwirtschaft, sondern gerade auch die Bereiche der Regierung und der Staatsverwaltung.⁹ Rekapituliert man Brinkmanns Argumentation, dann läuft sie darauf hinaus, dass die von den Ingenieuren gewonnenen Einsichten in technische Gesetzmäßigkeiten ihre Anwendung gerade auch in Bereichen außerhalb der Technik finden sollen, welche die Gesellschaft ganz unmittelbar betreffen. Brinkmanns Plädoyer führt eine Forderung weiter, die schon zu Ende des 19. Jahrhunderts gestellt wird und die darauf abzielt, die gesellschaftspolitische Kompetenz der Ingenieure zu erweitern. Kein Geringerer als Kaiser Wilhelm II. formuliert schon 1899 bei einer Jubiläumsfeier der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg einen sozialpolitischen Auftrag der technischen Universitäten: »Ich wollte die technischen Hochschulen in den Vordergrund bringen, denn sie haben große Aufgaben zu lösen, nicht bloß technische, sondern auch große soziale«.¹⁰ Zwischen der Jahr-

⁶ Wiehn: Zu Martin Bubers Sammlung »Die Gesellschaft« (Anm. 3), S. 201.

⁷ Brinkmann: Der Ingenieur (Anm. 1), S. 10. Vgl. auch S. 8, 15.

⁸ Ebd., S. 83.

⁹ Ebd., S. 83f.

¹⁰ Zitiert nach Wolfgang König: Die Ingenieure und der VDI als Großverein in der

hundertwende und dem Ersten Weltkrieg korrespondiert mit dieser Forderung in der Praxis erstens eine sukzessive Aufwertung der Technischen Hochschulen innerhalb des Bildungssystems – ein wichtiger Schritt ist, dass ihnen 1899 durch einen kaiserlich-königlichen Erlass das Promotionsrecht verliehen wird – sowie zweitens die Gründung berufsspezifischer Interessensvertretungen.¹¹

Ein bemerkenswerter Effekt von Brinkmanns entwicklungsgeschichtlicher Begründung der neu entstandenen gesellschaftlichen Relevanz der Ingenieure ist, dass mit ihr gerade keine schärfere Profilierung dieser Figur einhergeht, sondern sich im Gegenteil die Unbestimmtheit des Ingenieurs erhöht. Denn die nach verschiedenen Seiten hin möglich gewordene Anschließbarkeit der Ingenieurkunst, etwa an die Bereiche der Politik und Wirtschaft, löst die Konturen dieser Figur auf. So ist es mehr als Zufall, dass Brinkmann den Ingenieur beispielsweise *zwischen* Theorie und Praxis sowie *zwischen* Phantasie und Realismus verortet und dass er ihn gerade nicht auf einen dieser Bereiche festlegt.¹² Dieses Fehlen eines bestimmten beziehungsweise bestimmbar Profils stellt Brinkmann selbst als eine Schwierigkeit seines Beschreibungsversuches aus, wenn er – in einer mit Blick auf Musils *Mann ohne Eigenschaften* bemerkenswerten Formulierung – schreibt:

[D]er Ingenieur als Beruf, als Stand besitzt noch keine typischen Eigenschaften. Der modernste Sohn menschlicher Entwicklung ist noch so jugendlich, noch so fern von abgerundeter Reife, harmonischer Abgeschlossenheit, daß sich in seinem Antlitz charakteristische Züge nicht gebildet haben [...].¹³

Stark vereinfacht gesagt stehen Unbestimmtheit und Apotheose des Ingenieurs in Brinkmanns Analyse nebeneinander; mehr noch sind sie insofern aufeinander bezogen, als der Umstand, dass der Ingenieur nunmehr einer genaueren Festlegung enthoben wurde, gerade die Grundlage dafür bildet, ihn zu einem gesellschaftlichen Hoffnungsträger stilisieren zu können. Die vielfältigen und ideologisch gegensätzlichen Beanspruchungen dieser Figur in Literatur und Politik werden von diesem frei gewordenen metaphorischen Potenzial Zeugnis ablegen. Gleichzeitig macht Brinkmann klar, dass es sich bei der Unschärfe des modernen Ingenieurs

wilhelminischen Gesellschaft 1900 bis 1918. In: Karl-Heinz Ludwig (Hg.): Technik, Ingenieure und Gesellschaft. Geschichte des Vereins deutscher Ingenieure 1856–1981. Düsseldorf: VDI-Verlag 1981, S. 235–287, hier S. 252.

¹¹ Über den allgemeinen Bedeutungsaufschwung der Ingenieure im gesellschaftlichen Leben zwischen der Jahrhundertwende und dem Ende des Ersten Weltkriegs informieren folgende Studien: König: Die Ingenieure und der VDI als Großverein (Anm. 10), S. 235–287; sowie in knapper Darstellung: Stefan Willeke: Die Technokratiebewegung in Nordamerika und Deutschland zwischen den Weltkriegen. Frankfurt/M.: Peter Lang 1995, S. 113–121. Zur Durchsetzung des Promotionsrechts informiert Karl-Heinz Manegold: Der VDI in der Phase der Hochindustrialisierung 1880 bis 1900. In: Karl-Heinz Ludwig (Hg.): Technik, Ingenieure und Gesellschaft. Geschichte des Vereins deutscher Ingenieure 1856–1981. Düsseldorf: VDI-Verlag 1981, S. 133–165, hier S. 153ff.

¹² Brinkmann: Der Ingenieur (Anm. 1), S. 21, 22, 25, 30f., 38.

¹³ Ebd., S. 7.

um einen nur vorübergehenden Zustand handle (»noch keine typischen Eigenschaften«). Er beschwört also die Potenziale einer Figur, deren gesellschaftliche Bedeutung sich, so seine Hoffnung, in kürzester Zeit konkretisieren und verfestigen werde.

Was uns bei Brinkmann 1908 zunächst noch als eine Verheißung begegnet, nämlich die Prophezeiung einer Inanspruchnahme technischer Intelligenz für die Politik, wird in den folgenden Jahrzehnten immer vehementer als eine politische Forderung artikuliert. Friedrich Dessauers 1927 in erster Auflage erschienene *Philosophie der Technik* ist exemplarisch für eine Arbeit, die aus Brinkmanns Ingenieurmonografie bekannte Denkfiguren aufnimmt, jedoch in weitaus entschiedener Form vorbringt. Dessauer ist zunächst darum bemüht, ein, wie er es nennt, »Wesen der Technik« herauszupräparieren, ähnlich also wie Brinkmann die Technik als einen Bereich zu entwerfen, der per se jenseits des Materiellen existiert.¹⁴ Hinter dieser Abstraktion steht bei Dessauer das Interesse, die Technik von ihrer Rolle als einer vermeintlichen Bürde des Menschen endgültig zu entlasten und sie als ein Mittel seiner Befreiung darzustellen. Denn alle mit der Technik verbundenen Leiden, so Dessauer, würden sich nur aus ihrer falschen Anwendung ergeben, während das eigentliche »Wesen der Technik« das Natürliche nicht gefährde, sondern ihm zu seiner weiteren Entfaltung verhelfen könne. Diese zunächst noch theoretisch unternommene Neubewertung der Technik verwandelt sich im Verlauf der Studie mehr und mehr zu einem offenen Plädoyer für eine verstärkte Anteilnahme der Ingenieure am gesellschaftlichen Geschehen. Dessauer fordert explizit den Einzug des »Ingenieurdenken[s]«¹⁵ in die Politik.

Standpunkte, wie sie zurückhaltender bei Brinkmann und offensiver bei Dessauer vertreten werden, verdichten sich zwischen 1932 und 1936/37 zu einer gesellschaftlichen Bewegung, der sogenannten Technokratiebewegung.¹⁶ Als eine Antwort auf die Weltwirtschaftskrise von 1929 und als eine Kritik an der gegenwärtigen politischen Praxis organisieren sich deutsche Technokraten durch eigene Verbände und Publikationsorgane zu einer gesellschaftlichen Kraft. Die Bezie-

¹⁴ Friedrich Dessauer: *Philosophie der Technik. Das Problem der Realisierung*. Bonn: Friedrich Cohen 1933, S. 32–88. Eine Einordnung von Dessauers Studie in vergleichbare Ansätze, eine eigenständige Theorie der Technik zu formulieren (etwa bei Richard N. Coudenhove-Kalergi, Eugen Diesel oder Heinrich Hardensett), findet sich bei Willeke: *Die Technokratiebewegung in Nordamerika und Deutschland* (Anm. 11), S. 170–175.

¹⁵ Dessauer: *Philosophie der Technik* (Anm. 14), S. 129.

¹⁶ Eine Darstellung der Vorgeschichte der Technokratiebewegung während der Zwischenkriegszeit bietet Willeke: *Die Technokratiebewegung in Nordamerika und Deutschland* (Anm. 11), S. 113–193; Darstellungen der organisierten Technokratiebewegung finden sich: ebd., S. 193–263, sowie in: Karl-Heinz Ludwig: *Technik und Ingenieure im Dritten Reich*. Düsseldorf: Droste 1974, S. 44–58; Eine Kurzzusammenfassung beider Abschnitte findet sich in: Dina Brandt: *Der deutsche Zukunftsroman 1918–1945. Gattungstypologie und sozialgeschichtliche Verortung*. Tübingen: Niemeyer 2007, S. 221–235.

hung, die im technokratischen Denken zwischen den Bereichen der Technik und der Gesellschaft hergestellt wird, ist nicht zuletzt an Formulierungen wie »Soziale Technik« oder »Staatstechniker« abzulesen¹⁷ – Begriffe, die als Titel technokratisch inspirierter Schriften auftauchen und den Herrschaftsanspruch der Technik anzeigen. Für die zentrale Forderung der Technokraten, gesellschaftliche Probleme auf der Grundlage des rationalisierten Denkens der Technikwissenschaft zu lösen, für den Anspruch, dass von nun an die Ingenieure das politische Zepter übernehmen sollen, findet sich vielleicht kein deutlicheres Bild als das folgende aus Dessauers *Philosophie der Technik*:

Ich kenne die Fülle all der Einwände, welche dem Primat der Technik gegenüberstehen. Ich weiß, daß sie heute und morgen in hundert Nuancen und mit apodiktischer Sicherheit vorgetragen werden. Das hält wohl die Entwicklung auf, wird sie aber nicht hindern. Es hat nämlich einen wirklichen Sinn, daß ganz Deutschland, so wie es eine staatliche Einheit ist, im Gesamtmaß seiner natürlichen Kräfte und Schwächen auch ein großes Unternehmen ist, und daß dieses große Unternehmen sozusagen nicht nur eines Verwaltungsdirektors, sondern auch eines technischen Direktors auf die Dauer bedarf.¹⁸

2. Der Ingenieur als Held in der utopischen Belletristik

Die aufgewiesenen Apotheosen des Ingenieurs und die immer lauter werdende Forderung der Technokraten nach einem ›technischen Direktor für das Unternehmen Deutschland‹ korrespondieren mit einer Konjunktur der Ingenieurfigur in literarischen Texten zu Beginn des 20. Jahrhunderts.¹⁹ Neben dramatischen Texten von so namhaften Autoren wie Georg Kaiser, Ernst Toller und Ödön von Horváth, in denen Ingenieure Teil des Figurenensembles werden,²⁰ neben den Lebens-

¹⁷ Moses Samuel Brafmann: Soziale Technik. Der Gesellschaftsingenieur Josef Popper-Lynkeus. Wien: Verlag des Vereins »Allgemeine Nährpflicht« 1935. Den Begriff »Staatstechniker« verwendet Alois Riedler: Emil Rathenau und das Werden der Großwirtschaft. Berlin: Springer 1916. Vgl. den Hinweis bei Ludwig: Technik und Ingenieure im Dritten Reich (Anm. 16), S. 46, Anm. 7.

¹⁸ Dessauer: Philosophie der Technik (Anm. 14), S. 131.

¹⁹ Die bislang ausführlichste Studie zum Ingenieur in der deutschsprachigen Literatur stammt von Katja Schwiglewski: Erzählte Technik (Anm. 2). Die Autorin legt einen besonderen Schwerpunkt auf das Thema der schreibenden Ingenieure. Andere Vorarbeiten liefern Christa Miradovic-Weber: Der Erfinderroman 1850–1950. Zur literarischen Verarbeitung der technischen Zivilisation: Konstituierung eines literarischen Genres. Bern: Lang 1989; sowie einzelne Kapitel aus folgenden Arbeiten: Roland Innerhofer: Deutsche Science Fiction 1870–1914. Rekonstruktion und Analyse der Anfänge einer Gattung. Wien: Böhlau 1996, S. 92–97; Brandt: Der deutsche Zukunftsroman 1918–1945 (Anm. 16), S. 221–277.

²⁰ Georg Kaiser: Gas. Schauspiel in fünf Akten. Potsdam: Kiepenheuer 1922; Ernst Toller: Die Maschinenstürmer. In: E.T.: Gesammelte Werke. Hg. von John M. Spalek u. a. München 1978. Bd. 2: Dramen und Gedichte aus dem Gefängnis (1918–1924). München: Hanser 1978, S. 113–190; Ödön von Horváth: Die Bergbahn. In: Ö.v.H.: Gesammelte Werke. Hg. von Traugott Krischke. Frankfurt/M.: 1988. Bd. 1: Stücke 1920–

beschreibungen von Ingenieuren, etwa von Max Eyth und Carl Julius Bach,²¹ ist es besonders die zu Beginn des 20. Jahrhunderts florierende utopische Belletristik, in der die Idolatrie des Ingenieurs sich ablagert und in verschiedener Form weitergeführt wird. In keinem anderen Genre als dem der literarischen Utopie finden wir, zumal hier alternative Gesellschaftsbilder entworfen werden, eine Inanspruchnahme der Technik für die Lösung gesellschaftlicher Probleme so deutlich wieder.

Die Art und Weise, in der die literarische Utopie die Aufwertungen des Ingenieurs aufgreift und weiterführt, gilt es im Folgenden anhand zweier Texte exemplarisch darzustellen. Carl Grunerts 1907 erschienener Prosatext *Im Fluge zum Frieden* und Josef Andrés 1903 publizierte Erzählung *Nach dem Nordpol* stellen zwei frühe Beispiele aus dem Bereich der zeitgenössischen utopischen Belletristik dar, in denen ein Ingenieur nicht nur als Protagonist, sondern auch als Konstrukteur einer utopischen Welt in Erscheinung tritt. Weil diese Funktion der Ingenieurfigur in den Texten von Grunert und André besonders deutlich hervortritt, dienen sie der vorliegenden Argumentation als Anschauungsmaterial und Zugriff auf ein beliebtes Muster utopischer Trivalliteratur zu Beginn des 20. Jahrhunderts.²²

1930. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988, S. 85–128; Vgl. Marijan Bobinac: Der Ingenieur zwischen Chaos und Ordnung. Zu Arnolt Bronnens *Anarchie in Sillian* und Ödön von Horváths *Die Bergbahn*. In: M.B. (Hg.): Literatur im Wandel. Festschrift für Viktor Žmegač zum 70. Geburtstag. Zagreb: Universität Zagreb 1999, S. 335–354.

²¹ Carl Bach: Mein Lebensweg und meine Tätigkeit. Eine Skizze. Berlin: Springer 1926; Max Eyth: Wanderbuch eines Ingenieurs. In Briefen. Heidelberg: Carl Winter 1871.

²² Aus der noch in Arbeit befindlichen Gesamtbibliografie zur Figur des Ingenieurs als Konstrukteur utopischer Welten seien hier für den Zeitraum von der Jahrhundertwende bis zur Machtergreifung aus dem Bereich der utopischen Belletristik die folgenden Texte genannt. Unmittelbar nach der Jahrhundertwende erscheint (neben den Texten von André und Grunert) Theodor Herzl: *Altneuland*. Leipzig: Hermann Seemann Nachfolger 1902 (ein Ingenieur ist hier auch Teil des Figurenpersonals); Aleksandr Bogdanov: *Inzener Menni*. Moskau/Leningrad: Kniga 1925 (die Erstausgabe erscheint 1912); Bernhard Kellermann: *Der Tunnel*. Berlin: Fischer 1913; während der 1920er-Jahre erscheinen Reinhold Eichacker: *Der Kampf ums Gold*. München/Leipzig: Universal-Verlag 1924; Ferdinand Grautoffs (Pseudonym: Seestern): *Fu, der Gebieter der Welt*. Leipzig: Weicher 1925; Hans-Walter Schmidt: *Des Abendlandes Schicksalsstunde. Ein Zukunftsroman nach Spengler-Motiven*. Stuttgart: Berger 1925; Otfried von Hanstein: *Elektropolis. Die Stadt der technischen Wunder. Ein Zukunftsroman*. Stuttgart: Levy & Müller 1928; während der 1930er-Jahre erscheinen: Georg Güntsche: *Panropa*. Köln: Gilde 1930; Otfried von Hanstein: *Die Milliarden des Iram Lahore. Ein Paneuropa-Roman*. Stuttgart: Levy & Müller 1930; Anton Steininger: *Weltbrand* 1950. Ein utopischer Roman. Berlin: Verlag der Zeit-Romane 1932; und im Jahr der Machtergreifung: Hans Dominik: *Der Befehl aus dem Dunkel*. Berlin: Ernst Keils Nachfolger 1933. Eine erste Orientierung zu diesen Texten bieten Michael Koseler/Franz Rottensteiner (Hg.): *Werkführer durch die utopisch-phantastische Literatur*. Meitingen: Corian-Verlag 1989. Hinweise auf einzelne dieser Romane finden sich auch bei Brandt: *Der deutsche Zukunftsroman 1918–1945* (Anm. 16), S. 221–277, S. 351–370. Weitere Funde für den Ingenieur als Konstrukteur utopischer Welten sind

Carl Grunerts 1907 in »Reclams Universum« erschienene »utopistische Novelle« (so der Untertitel) *Im Fluge zum Frieden* nimmt die Idee eines Eingreifens der Ingenieure in die Politik auf und inszeniert sie als eine Notwendigkeit, um die technische Überlegenheit des zukünftigen Deutschlands gegenüber seinen Feinden zu garantieren.²³ Ausgangspunkt der nur acht Seiten langen »Novelle« ist eine Szene während der Haager Friedenskonferenz,²⁴ auf der es während einer heftigen Debatte zwischen Vertretern der deutschen und englischen Delegation zu einem Eklat kommt. Weil die beiden Länder über den Plan für eine gemeinsame Abrüstung keine Einigung erzielen konnten, verlässt der deutsche Gesandte den Konferenzsaal, womit die politische Konfliktlinie, um die herum dieser eng an tagespolitischen Ereignissen orientierte Text aufgebaut ist, auf nur wenigen Seiten ins Bild gesetzt ist. Schon in der zweiten Szene wechselt der Text seinen Handlungs-ort und schwenkt von einem Schauplatz der Politik zu einem der Technik: Ein deutscher Konstrukteur, dessen Vater in Zeiten ökonomischer Not nach Australien ausgewandert war und nunmehr nach Deutschland zurückgekehrt ist, wird dem Leser als Erfinder eines »Aeroplans« vorgestellt, das, angetrieben durch eine »negative Beanspruchung der Schwerkraft«,²⁵ eine neue Dimension der Luftfahrt darstellt. Als daraufhin der Erfinder mit dem deutschen Kaiser zusammentrifft und dem staunenden Regenten seinen »Flugautomaten« erklärt, sind die Sphären der Politik und der Technik narrativ zusammengeführt. Im weiteren Verlauf berichtet der Flugzeugkonstrukteur dem Kaiser, er habe auf seinen Flügen feststellen können, dass sich feindliche Schiffe im Meer stationiert fänden und für einen Angriff auf Deutschland jederzeit gerüstet wären. Das gescheiterte Abkommen wird damit zur Bedrohung, der in der Eingangsszene gezeigte Konflikt spitzt sich

in den Anthologien und Heftromanserien zu vermuten, auf die Innerhofer in seiner Studie hingewiesen hat, vgl. Innerhofer: *Deutsche Science Fiction 1870–1914*, (Anm. 19), S. 183. Robert Hahn hat schließlich die plausible These aufgestellt, dass die hier zur Disposition stehende Funktion des Ingenieurs ihre Vorform in Jules Vernes Romanen hat. Vgl. Robert Hahn: *Der Erfinder als Erlöser – Führerfiguren im völkischen Zukunftsroman*. In: Hans Esselborn (Hg.): *Utopie, Antiutopie und Science Fiction im deutschsprachigen Roman des 20. Jahrhunderts*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, S. 29–46, hier S. 39–42.

²³ Carl Grunert: *Im Fluge zum Frieden*. Eine utopistische Novelle. In: *Reclams Universum* 23 (1907), S. 900–908. Einige Hinweise zu Grunerts Novelle und ihrer Einordnung in das Gesamtwerk des Autors finden sich in: Detlef Münch: *Carl Grunert (1865–1918). Der Pionier der deutschen Kurzgeschichten Science Fiction*. Dortmund: Synergen Verlag 2006, S. 59f. Vgl. auch Innerhofer: *Deutsche Science Fiction 1870–1914* (Anm. 19), S. 195ff.

²⁴ In den Jahren 1899 und 1907 fand in Den Haag jeweils eine Konferenz statt, die der Abrüstung und der friedlichen Regelung internationaler Konflikte gewidmet war. An ihr nahmen 1899 sechsundzwanzig Staaten und 1907 vierundvierzig Staaten teil. Informationen zur sowie Dokumente von der Konferenz finden sich in folgendem Band: Shabtai Rosenne (Hg.): *The Hague Peace Conferences of 1899 and 1907 and International Arbitration: Reports and Documents*. The Hague: T.M.C. Asser Press 2001.

²⁵ Grunert: *Im Fluge zum Frieden* (Anm. 23), S. 903.

dramatisch zu, Erfinder und Kaiser brechen zu einem gemeinsamen Flug über den Atlantik auf und werden aus sicherer Distanz Zeugen des beginnenden Angriffs der Engländer auf Deutschland. Mit Hilfe des neu entwickelten Flugzeugs, das, mit einem »riesige[n] Raubvogel«²⁶ verglichen, sich plötzlich als eine ganze Flotte am Himmel zeigt, gelingt es, die Engländer nicht nur zu besiegen, sondern durch die Gefangennahme ihres Königs auch zu demütigen.

Durch diese dramatische Handlungsführung exponiert diese nationalistisch inspirierte »utopistische Novelle«, dass ein militärischer Triumph über den Erzfeind und ein neues Deutschland nur durch eine Allianz von Politik und Technik zu garantieren seien. Alles andere als zufällig ist dabei, wie genau diese Allianz in Szene gesetzt ist: Betrachtet man das Geschehensmoment, in dem der deutsche Kaiser den »Flugautomaten« des Erfinders besteigt, genauer, wird sichtbar, dass Grunert die Forderung der Technokraten, dass Politik und Technik sich verbinden, in Abwandlung einer traditionellen Metapher weiter zuspitzt. Denn das Bild des deutschen Kaisers in dem von einem Ingenieur gelenkten »Aeroplan« erinnert deutlich an die Metapher des »Staatsschiffs«. Der seit der griechischen Antike verbürgte Vergleich von Staat und Schiff, der sich später auch bei Cicero, Johann Gottfried Herder, Friedrich Engels und anderen findet,²⁷ ist hier von einem Fortschrittssymbol des frühen 20. Jahrhunderts, nämlich dem des Luftschiffs, gewissermaßen überschrieben, ohne dass dabei die Grundschrift der »Staatsschiff«-Metapher, die Darstellung der »res publica« als Schiff, verloren ginge. Das Bild des nunmehr von den Händen eines Ingenieurs gelenkten Luftschiffs suggeriert, dass der Einzug der Technik in die Politik *zu den Bedingungen der Technik* zu erfolgen habe und nicht anders herum.

Einem Ingenieur, der anders als der Held aus *Im Fluge zum Frieden* den Gründungsvater einer utopischen Gesellschaft darstellt, begegnen wir in der 1903 unter dem Titel *Nach dem Nordpol* erschienenen literarischen Utopie des weitgehend unbekannten Josef André. Verglichen mit der in die Zukunft gerichteten »utopistischen Novelle« Grunerts lehnt sich André mit einer schweren Schulter an die Formensemantik der Raumutopie an.²⁸ Auch hier stößt der Leser zunächst auf

²⁶ Ebd., S. 904.

²⁷ Eine historische Analyse dieser Metapher bietet Helmut Quaritsch: Das Schiff als Gleichnis. In: Hans Peter Ipsen/Karl Hartmann Necker (Hg.): Recht über See. Hamburg: Decker 1979, S. 251–286. Weitere Belegstellen finden sich im Grimm'schen Wörterbuch: Ohne Autorenangabe: Staatsschiff. In: Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Leipzig: Hirzel 1854–1960. Bd. 10. II. Abt., I. Teil. Leipzig 1919, S. 319. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang auch ein berühmtes Bild des Illustrators John Tenniel aus dem Jahr 1890 (»Dropping the pilot«), auf dem zu sehen ist, wie Kaiser Wilhelm II. den Reichskanzler Otto von Bismarck des »Staatsschiffs« verweist. Vgl. Herwig Guratzsch (Hg.): Der Lotse geht von Bord. Zum 100 Geburtstag der weltberühmten Karikatur. Bielefeld: Busch 1990.

²⁸ Josef André: Nach dem Nordpol. Dessen Bewohner, Kultur, Erfindungen, Volkserziehung, einzig mögliche Staatsverwaltung ohne Steuern oder das goldene Zeitalter. Eine sozial-reformatorische Studie aus den Memoiren eines welterfahrenen Philanthropen von Josef André. Meran: F. W. Ellmenreichs Kommissions-Verlag 1903.

eine Flugmaschine: Ein Brüderpaar, in dem unüberhörbar die Amerikaner Orville und Wilbur Wright anklingen, zwei zu Beginn des 20. Jahrhunderts gefeierte Flugpioniere, möchte mit einem selbst gebauten Flugkörper zum Nordpol fliegen.

Wie in vielen Raumutopien verfehlen die beiden Reisenden ihr eigentliches Ziel und landen unverhofft im Staate Thabar, einem fiktiven Land, das auf keiner Landkarte zu finden ist und somit einen klassischen ›U-Topos‹ (einen Nicht-Ort) darstellt, in dem alle gesellschaftlichen Probleme gelöst wurden und von dessen Vegetation, Baukunst und Bevölkerung sich die beiden Ankömmlinge tief beeindruckt zeigen. Technik und Politik werden anders als in *Im Fluge zum Frieden* nicht durch die narrative Zusammenführung zweier Figuren, eines Erfinders und eines Regenten, aufeinander bezogen, sondern in der Charakterisierung einer einzigen. Im Mittelpunkt des Textes nämlich steht ein 106 Jahre alter Mann, der bezeichnenderweise sowohl als »Präsident« als auch als »Generalingenieur«²⁹ Thabars ausgewiesen ist. Dieser Greis, in dessen Bezeichnung sich Politik und Ingenieurkunst die Waage halten, erfüllt die in Raumutopien häufig vergebene Rolle, die Ankömmlinge durch das utopische Land zu führen. Aufschlussreich für das Profil dieser Ingenieurfigur ist nun, dass sie im Gegensatz zu Grunerts Erfinder keine handelnde, sondern eine ausschließlich sprechende Figur ist, woraus sich eine wichtige Implikation ergibt: Während das Deutschland der Zukunft in *Im Fluge zum Frieden* von einem Ingenieur in actu hervorgebracht wird, ist die Genese Thabars in *Nach dem Nordpol* von einem Ingenieur retrospektiv erzählt. Was nun beide Texte mit einander verbindet – und hierin liegt eine Pointe der ›Ingenieurutopie‹ als einer spezifischen Ausformung der Gattung –, ist, dass die utopische Welt jeweils vor den Augen des Lesers errichtet wird. Dadurch wird sie (hier das kommende Deutschland, dort der fiktive Staat Thabar) als eine hergestellte im Gegensatz zu einer einfach nur vorgefundenen Welt gezeigt. Es lohnt sich zu verfolgen, wie genau dieser Effekt bei André, in der Figurenrede des Ingenieurs, erzeugt wird. Charakteristisch für die Rede des »Präsidenten und Generalingenieurs« ist, dass seine Beschreibung des utopischen Landes immer auch eine Beschreibung seiner Entstehung einschließt. Das folgende Zitat, in dem der alte Mann den beiden Brüdern das Bürgerpalais zeigt, setzt dieses Erzählverfahren prägnant in Szene:

»Nicht wahr, das ist ein Prachtbau?« bemerkte er. »Es ist ein unzerstörbares Ehren- und Erinnerungsmonument für den Fleiß, die Intelligenz und Schaffenslust unserer Jugend aus allen Ständen, welche diesen Koloß unter allen Staatsgebäuden gemeinschaftlich und eigenhändig vom kleinsten Pflastersteine bis zur kunstvollsten Ornamentik in sehr kurzer Zeit hergestellt hat.«³⁰

Im Modus rückblickenden Erzählens wird der Staat Thabar als eine hergestellte Welt gezeigt, mehr noch: wird dem Leser durch die schrittweise Entdeckung seiner Konstruktion (»vom kleinsten Pflastersteine bis zur kunstvollsten Ornamen-

²⁹ Ebd., S. 21.

³⁰ Ebd., S. 25.

tik«) der Eindruck seiner Herstellbarkeit suggeriert. Mit Blick auf diese Suggestion überrascht es umso mehr, dass sich Thabar am Ende von *Nach dem Nordpol* nur als der Traum eines jungen Mannes erweist, der sich zu lange in der Pariser Weltausstellung herumgetrieben hat: »Es war nur ein schöner Traum«, heißt es, »die Folge der etwas zu intensiven Ausstellungsbetrachtungen, – aber ein Traum, dessen Verwirklichung das höchste irdische Glück der Menschheit bilden würde«.³¹ Mit dieser Schlusswendung ist der in Figurenrede des Ingenieurs entworfene Musterstaat plötzlich zu einem Traumbild degradiert. Verglichen mit Grunerts »utopistische[r] Novelle«, die den Ingenieur ohne Einschränkungen als einen nationalen Helden statuiert, meldet André *Nach dem Nordpol* durch eben diese Rahmenkonstruktion auch Zweifel an den Fähigkeiten einer Figur an, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts als gesellschaftlicher Hoffnungsträger gefeiert wird. Doch mit Blick auf die außerliterarische Apotheose des Ingenieurs zeigt sich, dass sowohl André als auch Grunert einer Konstellation verhaftet bleiben, in welcher der Ingenieur als Gestor einer utopischen Welt auftritt und diese erst ermöglicht. Hierin zeigen sich beide mit den Standpunkten der Technokraten in Allianz.

Dass Ingenieurfiguren (handelnd wie erzählend) vor den Augen des Lesers eine bessere Welt entstehen lassen, ist aufschlussreich nicht nur mit Blick auf die zeitgleich geführte Debatte über die gesellschaftliche Rolle des Ingenieurs, sondern auch, in diachroner Perspektive, für eine Geschichte der literarischen Utopie. Die Suggestion nämlich, dass der Staat Thabar beziehungsweise das Deutschland der Zukunft errichtet wurden, hat zur Konsequenz, dass die utopische Welt in den »Ingenieurutopien« von Grunert und André nicht chaotisch, sondern auf der Grundlage rationalisierter Technik zustande kommt. Eine solche veränderte Formensemantik tritt besonders deutlich hervor im Vergleich zu einer literarischen Utopie wie beispielsweise William Morris' *News From Nowhere* (1890) (dt. *Kunde von Nirgendwo*), in der die bessere Gesellschaft auf dem Wege einer Revolution, also nur durch einen radikalen Bruch mit dem Bestehenden, erreicht wird. Statt eines solchen Modells des Bruches, der Neubeginn und Katastrophe miteinander verschränkt, repräsentieren die Texte von Grunert und André ein Genremodell, in dem die utopische Welt (der Ingenieurkunst gemäß) durch Organisation und Kontrolle entsteht.³² In dieser Hinsicht aktualisiert die »Ingenieurutopie« ein Erzählverfahren der Robinsonaden und Gruppenrobinsonaden des 18. Jahrhunderts. Denn auch dort werden andere Welten sukzessive errichtet und – im Gegensatz etwa zur Renaissanceutopie – nicht einfach nur vorgefunden.³³ Die Zusammenhänge zwischen »Ingenieurutopie« und Robinsonade erhärten sich weiter mit Blick auf die Figurenebene: Der Ingenieurheld schließt insofern an die Figur des Robinson an, als auch er durch Arbeit, Planung, Berechnung und

³¹ Ebd., S. 63.

³² Vgl. ebd., S. 43, eine Stelle bei André, an der das besonders deutlich wird.

³³ Eine idealtypische Unterscheidung zwischen Utopie und Robinsonade nimmt Götz Müller vor, siehe: G.M.: Gegenwelten: die Utopie in der deutschen Literatur. Stuttgart: Metzler 1989, S. 16–19, hier S. 17.

in einem stetigen Wechsel von Problemstellung und Problemlösung eine vorbildliche Welt generiert.³⁴ Dem Leser wird anders als in der Renaissanceutopie die Lösung von Problemen gezeigt, nicht aber das schon gelöste Problem. Gleichzeitig verzichten aber die ›Ingenieurutopien‹ auf die für Robinsonaden konstitutive Tabula-rasa-Situation; während die Protagonisten hier zunächst hinter die Errungenschaften der Zivilisation zurückgeworfen sind und von Null auf beginnen müssen, kann der Ingenieur stets an den Status quo der Ausgangswelt anschließen und zeichnet sich gerade dadurch aus, den ohnehin erreichten Fortschritt noch weiter voranzutreiben.

In eine harte These gefasst, lässt sich also vorläufig festhalten, dass der Ingenieur als Mittelpunktfigur der literarischen Utopie die utopische Welt sowohl als eine hergestellte als auch als eine herstellbare zeigt und sie somit aus dem Lichte des Illusionären rückt. Eine solche Aufwertung utopischer Welten korrespondiert mit Bemühungen, die – wenn auch unter anderen ideologischen Vorzeichen – in den Utopiedebatten nach dem Erstem Weltkrieg unternommen werden, um eine wissenschaftliche Form der Utopie zu profilieren. Hiervon soll im folgenden Abschnitt die Rede sein.

3. »Gesellschaftstechniker« – der Ingenieur in der »wissenschaftlichen Utopie«

Das frühe 20. Jahrhundert ist nicht nur eine Phase, in der literarische Utopien geschrieben werden, es ist auch eine Zeit, in der Bemühungen unternommen werden, um die bis in die Renaissance zurückreichende Tradition der Utopie für gegenwärtige Ziele neu zu aktualisieren. Otto Neurath, der für Martin Bubers *Gesellschaft* als Beiträger einer Monografie über den Krieg im Gespräch war,³⁵ ist in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg darum bemüht, eine Form der Utopie zu profilieren, die sich von der florierenden utopischen Belletristik gerade abhebt und die in Anlehnung an eine Formulierung Kenneth M. Roemers am genauesten als »non-fictional utopian social theory« (im Gegensatz zur »literary utopia«) bezeichnet werden kann.³⁶ Neurath, der innerhalb der Wiener Spätaufklärung als Vertreter sozialistischer Gesellschaftsveränderung gilt und der nur wenige Jahre später einen entscheidenden Beitrag zur Entwicklung des ›Logischen Empirismus‹ leisten wird, greift seinerseits, um die Utopie als eine wissenschaftliche Form der Gesellschaftsanalyse und Gesellschaftsverbesserung aufzuwerten, auf die Rede über den Ingenieur zurück. Zu rekonstruieren gilt es nun, wie genau Neurath den

³⁴ Einige Merkmale der Robinsonade arbeitet Jürgen Schlaeger heraus: J.S.: Die Robinsonade als frühbürgerliche »Eutopia«. In: Wilhelm Voßkamp (Hg.): Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. Stuttgart: Metzler 1982, S. 279–298.

³⁵ Diefenbacher: Martin Bubers Sammlung »Die Gesellschaft« (Anm. 3), S. XXV.

³⁶ Kenneth M. Roemer: Paradise Transformed: Varieties of Nineteenth-Century Utopias. In: Gregory Claeys (Hg.): The Cambridge Companion to Utopian Literature. Cambridge: Cambridge University Press 2010, S. 79–106, hier S. 79.

Ingenieur für seine Zwecke aufnimmt und inwiefern sich von hier prekäre Berührungspunkte nicht nur zur utopischen Belletristik, sondern auch zu gegnerischen Ideologien beobachten lassen.

In seinem 1919 in *Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft* erschienenen Kapitel »Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion«³⁷ plädiert Neurath dafür, das Entwerfen von Utopien als eine Form von Wissenschaft zu verstehen. Er spricht hier programmatisch von einer »Utopistik als Wissenschaft«³⁸ und argumentiert, dass Utopien als gesellschaftliche Zukunftsentwürfe gerade jetzt, in der Zeit nach dem verlorenen Weltkrieg, notwendig wären.³⁹ In Neuraths Bemühen, einerseits die Dringlichkeit utopischer Entwürfe hervorzukehren und andererseits ihren Status als eine Form von Wissenschaft zu behaupten, vergleicht er sie an verschiedenen Stellen mit den Erzeugnissen von Ingenieuren, besonders prägnant an folgender Stelle: »Utopien wären so den Konstruktionen der Ingenieure an die Seite zu stellen, man könnte sie mit vollem Recht als gesellschaftstechnische Konstruktionen bezeichnen.«⁴⁰ Der auch im Titel anklingende Vergleich von Utopie und Ingenieurkunst rückt den Prozess des Entwerfens einer gesellschaftlichen Alternative in die Nähe einer technischen Konstruktion. Er akzentuiert, wie das nächste Zitat nahelegen wird, dass auch die gesellschaftliche Utopie einer Form von Gesetzmäßigkeit folge, und er ist in diesem Sinne auch aussagekräftig für eine während der Zwischenkriegszeit vorherrschenden Tendenz der »Verwissenschaftlichung des Sozialen«, in die sich Neuraths Bemühungen einordnen.⁴¹

³⁷ Otto Neurath: Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion. In: O.N.: *Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft*. München: Verlag von Georg D. W. Callwey 1919, S. 228–231

³⁸ Ebd., S. 231. Eine vergleichbare Stelle lautet: »[...] jedenfalls lässt sich das Glück als Wirkung gesellschaftlicher Einrichtungen durchaus wissenschaftlich behandeln.« Ebd., S. 230.

³⁹ Ebd., S. 230.

⁴⁰ Ebd., S. 288. Für diese Strategie stehen die zahlreichen wie-Konstruktionen, derer sich Neurath bedient: »Der Gesellschaftstechniker [...] wie etwa der Ingenieur.« Ebd., S. 229; oder: »Die Utopien [...] so wie die Konstruktion neuer Brücken und Flugzeuge«, ebd., S. 229. Vermutlich zum ersten Mal verwendet Neurath den Begriff der »Gesellschaftstechnik« in: O.N.: *Wesen und Weg der Sozialisierung – Gesellschaftstechnisches Gutachten – vorgetragen in der 8. Vollsitzung des Münchner Arbeiterrates am 25. Januar 1919*. In: Rainer Hegselmann (Hg.): *Otto Neurath. Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1979, S. 242–261.

⁴¹ Der Historiker Lutz Raphael hat mit Blick auf die von Akademikern und Experten während der Zwischenkriegszeit unternommenen Bemühungen um eine bessere soziale Ordnung von der »Verwissenschaftlichung des Sozialen« gesprochen und die dahingehenden Anstrengungen Neuraths in einem breiteren Kontext verortet. Vgl. Lutz Raphael: *Sozialexperten in Deutschland zwischen konservativem Ordnungsdanken und rassistischer Utopie (1918–1945)*. In: Wolfgang Hardtwig (Hg.): *Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit*. München: Oldenbourg 2003, S. 327–346, hier S. 327, 332f.

Der »Gesellschaftstechniker«, meint Neurath also, müsse ebenso wie der Ingenieur über die seiner Materie zugrundeliegenden Gesetze genau Bescheid wissen:

Der Gesellschaftstechniker, welcher sich auf seine Arbeit versteht und eine Konstruktion liefern will, die für praktische Zwecke als erste Anleitung verwendbar sein soll, muß die seelischen Eigenschaften des Menschen, seine Lust am Neuen, seinen Ehrgeiz, sein Hängen an der Überlieferung, seinen Eigensinn, seine Dummheit, kurz, alles, was ihm eignet und sein gesellschaftliches Handeln im Rahmen der Wirtschaft bestimmt, genau so berücksichtigen, wie etwa der Ingenieur die Elastizität des Eisens, die Bruchfestigkeit des Kupfers, die Farbe des Glases und ähnliches mehr.⁴²

Neuraths Rede von der Utopie als einer »gesellschaftstechnischen Konstruktion« und von ihren Autoren als »Gesellschaftstechnikern« erklärt sich konzeptionell aus seiner Idee einer Einheitswissenschaft. In dem Abschnitt »Von der Magie zur Einheitswissenschaft« aus der *Empirischen Soziologie* (1931) schreibt er:

Die Entfaltung der modernen Wissenschaft, die schließlich das ganze Leben einbezieht, festigt die enge Verbindung der Theoretiker mit den Praktikern. Technologie mit Mechanik ist die Wissenschaft der Ingenieure (Maschinentechner); Biologie ist die Wissenschaft der Ärzte und Züchter (Leibtechniker), Soziologie ist nun die Wissenschaft der Staatsmänner und Organisatoren, das ist der Gesellschaftstechniker.⁴³

Neurath nimmt hier auf sprachlicher Ebene eine Angleichung grundsätzlich ausdifferenzierter Tätigkeitsbereiche vor: Ingenieure, Ärzte, Züchter, Soziologen etc., alle werden zu Technikern erklärt, die sich bloß in ihren Gegenstandsbereichen, Maschinen, Menschen, die Gesellschaft, voneinander unterscheiden. Diese terminologische *Vereinheitlichung* ist, um es zu wiederholen, der Idee einer *Einheitswissenschaft* geschuldet, worunter Neurath einen Bereich versteht, in dem verschiedene Einzeldisziplinen derart aufeinander bezogen sind, dass ihre jeweiligen Aussagen in eine übergeordnete Gesamtheit eingeordnet werden.⁴⁴

Argumentativ dient Neurath der Vergleich von Utopien mit Ingenieurkonstruktionen dazu, seine Gleichsetzung von »Utopistik« und Wissenschaft durchzusetzen. Diese Umformulierung des Verhältnisses von Utopie und Wissenschaft repliziert auch auf eine innerhalb des Marxismus vertretene Position, der gemäß die Wissenschaft (des historischen Materialismus) die Utopie (im Sinne eines wissenschaftlich nicht fundierten Wunschbildes) ersetzt hätte. Zu denken ist hier an Friedrich Engels Schrift *Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft* (1880), in der Utopie und Wissenschaft als historisches Nacheinander angeordnet sind. Neurath hingegen, der sich mit Engels soweit einig ist, dass eine bessere Gesellschaft mit den Mitteln der Wissenschaft erreicht werden muss, löst die Begriffe der Utopie und der Wissenschaft aus ihrer Frontstellung, indem er die Wissenschaft anders als Engels zur Rehabilitierung einer »Utopistik als

⁴² Neurath: Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion (Anm. 37), S. 229.

⁴³ Otto Neurath: *Empirische Soziologie. Der wissenschaftliche Gehalt der Geschichte und Nationalökonomie*. Wien: Springer 1931, S. 17.

⁴⁴ Heggelmann: Otto Neurath (Anm. 40), S. 41.

Wissenschaft« beansprucht.⁴⁵ Bezogen auf die zeitgenössischen Debatten – und hierin liegt ein entscheidender Punkt – zielt Neuraths Ingenieurvergleich darauf ab, eine Form der Utopie zu stärken und neu zu bilden, die abseits der zu dieser Zeit so erfolgreichen utopischen Belletristik (vgl. Teil 2) verläuft. Denn Neurath unterscheidet explizit Utopien, die »aus einer grundsätzlich unwissenschaftlichen Seelenstimmung heraus«⁴⁶ geschaffen wurden, von jenen, die zu »streng wissenschaftliche[r] Arbeit Anlaß geben«.⁴⁷ Es ist letztere Form der Utopie, deren gegenwärtige Notwendigkeit er emphatisch beschwört und die er als vorläufigen Endpunkt einer Entwicklung versteht, die ausgehend von märchenhaften Erzählungen über Thomas Morus *Utopia* (1516), Romane von Étienne Cabet und Edward Bellamy bis hin zu zeitgenössischen Utopien von Walther Rathenau und Josef Popper-Lynkeus reicht.⁴⁸ In dem ebenfalls 1919 erschienenen Text *Utopien* verdeutlicht Neurath diese Traditionsbildung:

Rathenau, Atlanticus, Popper-Lynkeus und andere sind plötzlich nicht mehr »Utopisten«, sondern Gesellschaftstechniker, die ihrer Zeit vorausseilten. Aus allen Ecken tönen uns jetzt die Schlagworte und Forderungen entgegen, die wir bei einem Fourier, Cabet, Bellamy, ja selbst bei einem Thomas Morus oder Plato finden.⁴⁹

Diese Stelle zeigt noch einmal, dass Neuraths Rede von »Gesellschaftstechnikern« beziehungsweise sein Vergleich dieser mit Ingenieuren (vgl. das Zitat auf S.296) auf den Autor abzielt, und sich damit – verglichen mit den zuvor behandelten Beispielen utopischer Belletristik – nicht auf eine textinterne, sondern eine textexterne Ebene bezieht. Dessen ungeachtet sind der Vergleich zwischen dem Autor einer Utopie und einem Ingenieur sowie die Setzung des Ingenieurs als Mittelpunktfigur der Utopie darin miteinander verbunden, dass der Ingenieur in beiden Fällen als ein Ermöglicher einer utopischen Welt auftritt. Hier wie dort wird ein metaphorisches Potenzial aufgerufen, durch das die utopische Alternative als eine Konstruktion gezeigt wird, die einer technischen Erfindung vergleichbar ist.

⁴⁵ In dem ein Jahr nach »Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion« erschienenen Text »Ein System der Sozialisierung« schreibt Neurath: »Marxisten hatten die spielerische Utopistik erschlagen, hatten so die Einheit der Partei und die »Wissenschaftlichkeit« gerettet, aber auch die Kraft, neue Formen zu erdenken, gelähmt.« Zitiert nach: Camilla R. Nielsen/Thomas E. Uebel: Zwei Utopisten in einer gescheiterten Revolution. Otto Neurath und Gustav Landauer im Vergleich. In: Elisabeth Nemeth/Richard Heinrich (Hg.): Otto Neurath. Rationalität, Planung, Vielfalt. Wien/Berlin: Oldenbourg 1999, S. 62–95, hier S. 64; Karl Wagner hat in einem Aufsatz über Josef Popper-Lynkeus auf eben diese Konfliktlinie hingewiesen: Karl Wagner: Zwischen den Disziplinen. Josef Popper-Lynkeus im Kontext. In: Hofmannsthal-Jahrbuch 40 (2000), S. 247–272, hier S. 260.

⁴⁶ Neurath: Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion (Anm. 37), S. 229.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Ebd., S. 228.

⁴⁹ Otto Neurath: Utopien. In: O. N.: Gesammelte philosophische und methodologische Schriften. Hg. von Rudolf Haller u. a. Wien 1981. Bd. 1. Wien: Verlag Holder-Pichler-Tempsky 1981, S. 137f., hier S. 137. Hinter dem Pseudonym Atlanticus verbirgt sich der Theologe und Religionswissenschaftler Carl Ballod.

Auffällig ist weiter, dass Neurath in dem zuletzt angeführten Zitat sehr deutlich den »Gesellschaftstechniker« von den »Utopisten« unterscheidet, zumal er selbst in seiner Forderung einer »Utopistik als Wissenschaft« einen Begriff bildet, in dem sich ein Echo auf den des »Utopisten« vernehmen lässt, ein Terminus, der wie Birgit Affeldt-Schmidt ausführlich dargelegt hat, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als eine abfällige Bezeichnung für politische Schwärmer zirkuliert.⁵⁰ Neuraths Strategie, einen ideologisch besetzten Begriff (»Utopistik«) aufzunehmen und für seine Zwecke zu nutzen, ist alles andere als zufällig. Vielmehr zeigt sich hierin auf mikroskopischer Ebene gerade sein Verfahren: besetztes Terrain umzuwerten, ohne sich dadurch einer klaren Abgrenzung zum Gegner vergewissern zu können. Eben dieses Verfahren wird auch anhand von Neuraths Versuch deutlich, mittels des Ingenieurvergleichs eine Differenzierung zwischen »wissenschaftlichen« und »unwissenschaftlichen« Formen der Utopien zu ziehen. Auf der Ebene des Diskurses nämlich ist diese Abgrenzung alles andere als stabil, zumal der Ingenieur, der hier als ein Mittel der Abgrenzung zur utopischen Trivalliteratur dient, gerade auch als Held eben dieser Literatur auftritt. Im Sinne von Neuraths Rehabilitierung einer »wissenschaftlichen« Genretradition ließe sich allerdings vorbringen, dass er die Figur des Ingenieurs, die bei ihm nicht als eine literarische Figur (als *character*), sondern – wenn man so will – als eine Sprachfigur vorkommt, entgegen ihrer Vereinnahmung zu nutzen versucht, das heißt, darum bemüht ist, sie umzubesetzen. Folgt man einer solchen Einordnung von Neuraths Argumentation, dann erinnern die anhand des Ingenieurs ausgetragenen, in seiner jeweiligen Inanspruchnahme ablesbaren Konflikte an eine Bemerkung Raymond Williams', der die Sprache in einem Interview mit der Zeitschrift *Politics and Letters* als eine Arena beschreibt, in der gesellschaftliche Interessen und Gegnerschaften registriert würden.⁵¹ In diesem Sinne bildet die Figur des Ingenieurs einen, um in Williams' räumlicher Bilderlogik zu bleiben, diskursiven Raum, in dem sich prekäre Übergänge zwischen utopischer Trivalliteratur und »wissenschaftlicher Utopie«, zwischen nationalistischer Belletristik und sozialreformerischen Ideen ebenso ereignen wie ablesen lassen.⁵²

⁵⁰ Birgit Affeldt-Schmidt: Fortschrittsutopien. Vom Wandel der utopischen Literatur im 19. Jahrhundert. Stuttgart: Metzler 1991, S. 56–96.

⁵¹ »At the theoretical level, it underlines the fact that language is a continuous social production in its most dynamic sense. In other words, not in the sense which is compatible with structuralism – that a central body of meaning is created and propagated, but in the sense that like any other social production it is the arena of all sorts of shifts and interests and relations of dominance. Certain crises and around certain experiences will occur, which are registered in language in often surprising ways.« Raymond Williams: Keywords. In: R.W.: Politics and Letters. Interviews with New Left Review. London: NLB 1979, S. 175–185, hier S. 176.

⁵² Neben der schon genannten Arbeit von Innerhofer: Deutsche Science Fiction 1870–1914 (Anm. 19), informiert zu den nationalistischen Tendenzen der utopischen Trivalliteratur besonders folgende Studie: Hahn: Der Erfinder als Erlöser (Anm. 22).

Dass Neurath den Ingenieur in »Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion« zunächst als ein Signal für Wissenschaftlichkeit einsetzt (man denke hier noch einmal an seine Rede von der »Wissenschaft der Ingenieure«), erinnert zunächst an Brinkmanns entwicklungsgeschichtlichen Abriss des Ingenieurs, in dem seine Genese von einem Handwerker zu einem Wissenschaftler nachgezeichnet ist. Neuraths Porträt des Ingenieurs und Sozialreformers Josef Popper-Lynkeus, nur ein Jahr vor »Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion« erschienen, zeigt aber, dass das Profil des Ingenieurs als Wissenschaftler – und auch das erinnert noch einmal an Brinkmanns Monografie – so eindeutig nicht ist, zumal Neurath hier in der Beschreibung eines Ingenieurs klar zwischen dem Wissenschaftler und dem Erfinder unterscheidet. Ein Vergleich des Popper-Porträts mit »Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion« macht sichtbar, wie instabil das Verhältnis zwischen dem Ingenieur, dem Wissenschaftler und dem Erfinder gestaltet ist, und wie unscharf deshalb auch das Profil des Ingenieurs ist. Neurath weist in dem für Poppers 80. Geburtstag verfassten Porträt zunächst darauf hin, dass der Beschriebene eine Ausbildung als Physiker und Ingenieur genossen habe, und dass sich sein Zugang zu gesellschaftlichen Problemen (zwar nicht ganz ohne Einschränkungen) eben dieser Ausbildung verdanke: »Die Art und Weise, wie er den gesellschaftlichen Fragen zu Leibe ging«, so Neurath, »erklärt sich zum Teil daraus, daß Popper-Lynkeus sich als Ingenieur und Physiker entwickelte«.⁵³ Gegen Ende kommt Neurath verstärkt auf Poppers Gesellschaftsutopien zu sprechen und ordnet sie dort nicht so sehr der Kompetenz des Wissenschaftlers als der des (technischen) Erfinders zu:

[W]issenschaftlich strenger wäre es vielleicht gewesen, wenn der Nachweis erbracht würde, daß andere Lebensordnungen den gleichen Ertrag an Glück, nur mit größerem Aufwand an Veränderungen, ermöglichen würden. Aber demgegenüber kann vom Standpunkt Poppers aus erwidert werden, daß man von keinem Erfinder, der eine brauchbare Maschine konstruiert hat, verlange, er müsse überdies die Unmöglichkeit nachweisen, die vorhandenen Maschinen zu verbessern, er müsse zeigen, daß man nicht auch andere Maschinen herstellen könne, die den gleichen Zweck erfüllen.⁵⁴

Neuraths Unterscheidung liegt das Argument zugrunde, dass sich der Erfinder nur mit der »von ihm vertretenen Möglichkeit«⁵⁵ beschäftige, während der Wissenschaftler mehrere Möglichkeiten erwäge. In die »Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion« klingt diese Denkfigur zwar an,⁵⁶ nur am Beispiel Poppers ist sie aber zu einer klaren Differenzierung ausgearbeitet. Ohne Poppers Gesellschaftsutopien den Status von Wissenschaftlichkeit ganz abzusprechen (man beachte den Konjunktiv: »wissenschaftlich strenger wäre es vielleicht gewesen«),

⁵³ Otto Neurath: Josef Popper-Lynkeus, seine Bedeutung als Zeitgenosse. In: O.N. Gesammelte philosophische und methodologische Schriften. Hg. von Rudolf Haller u.a. Wien 1981. Bd. 1. Wien: Verlag Holder-Pichler-Tempsky 1981, S. 131–136, hier S. 134.

⁵⁴ Ebd., S. 135f.

⁵⁵ Ebd., S. 135.

⁵⁶ Neurath: Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion (Anm. 37), S. 229.

vergleicht Neurath sie mit der Arbeit des Erfinders, den er im Zuge dieser Unterscheidung auch ein Stück weit aus dem Bereich der Wissenschaft herausrückt. Das allerdings wirkt sich alles andere als ungünstig auf die Porträtierung Poppers aus, der durch diese Einordnung als ein Mann gezeigt wird, der in seinen Gesellschaftsentwürfen klare Interessen vertritt. Die zwischen den beiden Neurath-Texten sichtbar gewordene Instabilität in der Verhältnisbestimmung von Ingenieur, Erfinder und Wissenschaftler ruft noch einmal Brinkmanns Eingeständnis auf, dass der Ingenieur als Beruf »noch keine typischen Eigenschaften« besitze. Es ist eben diese Unschärfe des Ingenieurs, die sich auch bei Neurath ablagert und die es ihm erlaubt, den Ingenieur argumentativ verschiedentlich einzusetzen. Nicht nur zwischen verschiedenen Formen der Utopie (utopische Belletristik, »wissenschaftliche Utopie«), sondern, wie das Beispiel Neuraths zeigt, auch werkintern wird aus der Tatsache, dass sich, wie Brinkmann schreibt, »in seinem Antlitz charakteristische Züge nicht gebildet haben«,⁵⁷ jeweils ein anderes argumentatives Kapital geschlagen.

4. Exkurs: Literarische Analyse und Ironisierung des Ingenieurhelden

Wie weit sich die Rede über den Ingenieur innerhalb der Literatur des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts verästelt, zeigt sich anhand zweier Romane, die an den äußersten und zu einander am weitesten entfernten Rändern des zeitgenössischen literarischen Feldes angesiedelt sind: Bernhard Kellermanns Bestseller *Der Tunnel* (1913), der es bis 1943 auf 373 Auflagen gebracht hat, und Robert Musils unvollendet gebliebener Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* (1930/1932), dessen Fortsetzung in größter ökonomischer Not und nur durch die finanzielle Unterstützung von Musils Freunden möglich war.⁵⁸ Die an dieser Stelle freilich nur punktuell zu leistende Besprechung der Texte stellt im vorliegenden Zusammenhang insofern einen Exkurs dar, als sie vorübergehend aus dem engeren Diskussionszusammenhang der Utopien und Utopiedebatten herausführt. Von Interesse sind die beiden Romane, deren ästhetischer Qualitätsunterschied durch ihre argumentative Zusammenführung nicht geleugnet werden soll, weil sie im Gegensatz zu den bisher behandelten Texten – und mit jeweils verschiedenen literarischen Mitteln – einen kritischen Kommentar zum Bild des Ingenieurhelden schreiben.

Dass ausgerechnet Kellermanns *Tunnel* im Urteil eines Zeitgenossen, keines Geringeren als Felix Salten, als ein paradigmatisch moderner Roman beschrieben wird, muss aus heutiger Sicht verblüffen. In seiner Rezension für die *Neue Freie Presse* schreibt Salten 1913:

⁵⁷ Brinkmann: Der Ingenieur (Anm. 1), S. 7. Siehe auch meine Anm. 13.

⁵⁸ Über die Auflagenstärke von Kellermanns Roman informiert Harro Segeberg: Literarische Technik-Bilder. Studien zum Verhältnis von Technik- und Literaturgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer 1987, S. 179.

Dieses Buch ist ein Resultat, und es besiegelt einen neuen Anfang. Es ist so durch und durch modern wie etwa die drahtlose Telegraphie. [...] Dieses Buch ist so völlig up to date wie ein Aeroplan, der zum Himmel ansteigt und mit seinem Propeller hoch über unsern Häuption der Sonne entgegen das metallene Lerchenlied der Gegenwart singt.⁵⁹

Saltens Verdikt, dass Kellermanns Roman »durch und durch modern« sei, ist darin begründet, dass Saltens Begriff von Moderne entgegen einer heute primär auf die Verfahrensebene gerichteten Definition auf die Wahl der Gegenstände abzielt, die Literatur verhandelt: modern in dem Sinne, dass zeitgenössische Probleme und Phänomene zum Gegenstand der Literatur gemacht werden.⁶⁰ In diesem Sinne ist Kellermanns Roman in der Tat hochmodern. In seinem Zentrum steht der amerikanische Ingenieur Mac Allan, Erfinder eines Diamantstrahlbohrers, dem es nach 26 Jahren Bauzeit und zahlreichen Rückschlägen gelingt, zwischen Europa und den Vereinigten Staaten einen Tunnel herzustellen – eine Idee, die auf die zeitgenössische Leserschaft nicht zuletzt wegen des Untergangs der Titanic nur ein Jahr zuvor eine besonders starke Faszinationskraft ausgeübt haben dürfte.⁶¹ In seiner Erzählarchitektur führt der 400 Seiten starke Roman die Geschichte des transatlantischen Tunnelbaus und die seines Helden parallel. Entwicklungen, die sich bei der Durchbohrung unterhalb des Atlantiks ereignen, sind mit der Liebesgeschichte um Mac Allen und seine Frau Maude verzahnt. Fortschritte und Rückschläge auf der einen Seiten finden stets ihr Echo auf der anderen.

Für Kellermanns kritische Interpretation der Ingenieurfigur spricht nun,⁶² dass der Roman den Ingenieur als Helden nicht von Beginn an setzt, sondern vielmehr seine Verfertigung zu einem Helden rekonstruiert. Das wird besonders anhand jener Passagen deutlich, in denen die anwachsende Berühmtheit Mac Allans eben

⁵⁹ Felix Salten: Der Tunnel. In: Neue Freie Presse 66. Jg., Nr. 17522 vom 05. 06. 1913.

⁶⁰ Salten geht in seiner Rezension noch einen Schritt weiter, wenn er den *Tunnel* nicht nur als »modern«, sondern sogar als eine Überwindung dessen beschreibt, was heute als Moderne gilt. Er richtet die Ereignisfülle und Exotik von Kellermanns Roman gegen die sogenannten »Literaten«, die gemäß Salten die Welt nur aus dem Kaffeehaus heraus betrachteten.

⁶¹ Aufschlussreich sind weiter die anerkennenden Stellungnahmen von so namhaften Autoren wie Heimito von Doderer, Alfred Döblin und Arthur Schnitzler. Letzterer bemerkt 1913: »Kellermanns ›Tunnel‹ mit besonderem Vergnügen ausgelesen. Wohl etwas schwindelhaft aber genialisch. Colportage – aber Kraft – wie viel Talent gibt's doch in der Welt.« Vgl. Arthur Schnitzler. Tagebuch. Hg. von Werner Welzig. Wien 1981–2000. Bd. 5: 1913–1916. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1983, S. 39. Vgl. außerdem Heimito von Doderer: Tangenten. Tagebuch eines Schriftstellers 1940–1950. München: Biederstein 1964, S. 141; Für Alfred Döblins 1951 verfassten Nachruf auf Kellermann, in dem *Der Tunnel* erwähnt wird, siehe Alfred Döblin: Nachruf auf Bernhard Kellermann. In: A.D.: Kleine Schriften. Hg. von Anthony W. Riley u.a. Düsseldorf 1985–2005. Bd. IV. Düsseldorf: Patoms 2005, S. 496–499.

⁶² Der hier getroffenen Beobachtungen, dass *Der Tunnel*, indem er die Genese eines Ingenieurhelden erzählt, diesen kritisch analysiert, steht eine Lesart entgegen, nach der Kellermann seinerseits eine Verherrlichung von Technik und Ingenieuren betreibe. Vgl. Segeberg: Literarische Technik-Bilder (Anm. 58), S. 200, 205.

nicht nur beschrieben, sondern vielmehr als ein Effekt massenmedialer Berichterstattung gezeigt wird. In der folgenden Stelle etwa findet sich das Loblied auf den Ingenieur nicht in der Erzählerstimme wieder, vielmehr ist es an das Medium Film (und seinen Konferencier) delegiert:

Der Konferencier: »Solch ein Kohlenjunge war Mac Allan, der Erbauer des Tunnels, vor zwanzig Jahren.« Ein ungeheurer Jubel bricht los! Der menschlichen Energie und Kraft jubelt man zu – sich selbst, seinen eigenen Hoffnungen! In dreißigtausend Theatern führte Edison Bio die Tunnelfilme täglich vor. Es gab kein Nest in Sibirien und Peru, wo man die Filme nicht sah. So war es natürlich, daß all die Hochkommandierenden des Tunnelbaus ebenso bekannt wurden wie Allan selbst. Ihre Namen prägten sich dem Gedächtnis des Volkes ein wie die Namen von Stephenson, Marconi, Ehrlich, Koch.⁶³

Die Passage zeigt deutlich, dass der Roman neben der medialen Inszenierung des Ingenieurs gerade auch die öffentliche Reaktion auf ihn zum Thema macht. Das breitenwirksame Identifikationsangebot also, das von dieser Figur ausgeht, wird von Kellermann nicht nur beschworen, sondern dadurch zur Disposition gestellt, dass er das prekäre Zusammenspiel zwischen dem Massenmedium Film, dem Ingenieur und der Öffentlichkeit in den Blick rückt. Noch auf einer zweiten Ebene, auf jener der Figurendarstellung im engeren Sinn, unterminiert dieser Roman eine Apotheose des Ingenieurs: Verglichen mit dem unangefochtenen Heldenstatus von Grunerts Erfinder versäumt Kellermann es nicht, seinen Ingenieur auch in ein fragwürdiges Licht zu tauchen. Gleich zu Beginn, Mac Allan wird in den Text eingeführt, sieht man ihn gemeinsam mit seiner Frau in einem klassischen Konzert. Anstatt aber von der Musik ergriffen zu sein oder auch nur auf sie zu achten, betrachtet Mac Allan ausschließlich die Konstruktion des Konzertsaals. Der Ingenieur bleibt diesem musischen Ort gegenüber immun, seine Wahrnehmung ist ausschließlich auf die technische Konstruktion gerichtet, wodurch eine Ingenieurfigur gezeigt wird, deren Hingabe an seine Disziplin gleichzeitig eine Blindheit gegenüber allem anderen bedeutet. Die kühne Entschlossenheit Mac Allans kippt auch im Romanverlauf immer wieder in an Wahn grenzende Fixierung. Eine solche Interpretation des Ingenieurs erinnert zum einen an die Figur des großwahn sinnigen Erfinders, wie sie aus den Romanen Jules Vernes bekannt ist.⁶⁴ Zum anderen nimmt der Text in ihr ein Wortspiel aus der amerikanischen Technokratiebewegung auf, das, aufgebaut entlang der phonetischen Nähe von »technocracy« und »crazy«, den Technokraten zum »technocraze«, zum verrückten Technokraten, verunglimpft.⁶⁵

⁶³ Bernhard Kellermann: *Der Tunnel*. Berlin: Fischer 1922, S. 174. Es handelt sich vermutlich um die folgenden Personen: George Stephenson, Begründer des Eisenbahnwesens; Guglielmo Marconi, Mitbegründer der drahtlosen Kommunikation; Paul Friedrich Ernst Ehrlich, Mechaniker; Alexander Koch, Wasserbauingenieur oder Robert Koch, Entdecker des Tbc-Bazillus. Vgl. auch ebd., S. 398f.

⁶⁴ Vgl. Innerhofer: *Deutsche Science-Fiction 1870–1914* (Anm. 19), S. 92–97.

⁶⁵ Willeke: *Die Technokratiebewegung in Nordamerika und Deutschland* (Anm. 11), S. 216f.

Der größtenwahnsinnige Ingenieur in Kellermanns *Der Tunnel* bildet zugleich einen geeigneten Übergang zu Musils ironischer Ingenieurikonografie, zumal der Ingenieur dort – gewissermaßen spiegelverkehrt zu dem Kellermanns, der in allem Technik erkennt – als ein Fachidiot gezeigt wird, dem es gerade nicht gelingt, die Potenziale der Technik auf Bereiche außerhalb der Technik zu übertragen. Um die Interpretation der Ingenieurfigur bei Musil, der zwischen 1898 und 1901 selbst an der Deutschen Technischen Hochschule in Brünn Ingenieurwesen studierte, genauer in den Blick zu nehmen, sollen zunächst zwei Passagen aus dem ersten Teil des *Mann ohne Eigenschaften* zitiert sein. Beide Zitate sind dem 10. Romankapitel entnommen, in dem der Text am deutlichsten auf den Ingenieur zu sprechen kommt. Beschrieben findet sich hier Ulrichs »zweiter Versuch«, ein bedeutender Mann zu werden. Nach seiner Zeit im Reiterregiment (Kapitel 9) und vor seinem Versuch als Mathematiker (Kapitel 11) widmet sich der Protagonist dem Ingenieurwesen. Aber Ulrich verwirft diesen »Versuch« nach kurzer Zeit, als er bemerkt, dass zwischen seinem Bild von einem Ingenieur und jenen, denen er tatsächlich begegnet, folgende Diskrepanz besteht:

Das war zweifellos eine kraftvolle Vorstellung vom Ingenieurwesen. Sie bildete den Rahmen eines reizvollen zukünftigen Selbstbildnisses, das einen Mann mit entschlossenen Zügen zeigte, der eine Shagpfeife zwischen den Zähnen hält, eine Sportmütze aufhat und in herrlichen Reitstiefeln zwischen Kapstadt und Kanada unterwegs ist, um gewaltige Entwürfe für sein Geschäftshaus zu verwirklichen. Zwischendurch hat man immer noch Zeit, gelegentlich aus dem technischen Denken einen Ratschlag für die Lenkung und Einrichtung der Welt zu nehmen oder Sprüche zu formen [...].

Es ist schwer zu sagen, warum Ingenieure nicht ganz so sind, wie es dem entsprechen würde. [...] Beiweitem gilt das natürlich nicht von allen, aber es gilt von vielen, und die, welche Ulrich kennen lernte, als er zum erstenmal den Dienst in einem Fabrikbüro antrat, waren so, und die, die er beim zweitenmal kennen lernte, waren auch so. Sie zeigten sich als Männer, die mit ihren Reißbrettern fest verbunden waren, ihren Beruf liebten und in ihm eine bewundernswerte Tüchtigkeit besaßen; aber den Vorschlag, die Kühnheit ihrer Gedanken statt auf ihre Maschinen auf sich selbst anzuwenden, würden sie ähnlich empfunden haben wie die Zumutung, von einem Hammer den widernatürlichen Gebrauch eines Mörders zu machen.⁶⁶

Während Ulrich sich zunächst einen Ingenieur vorstellt, der das Kühne und Neue des technischen Denkens auch auf andere Bereiche anzuwenden vermag, sieht er sich Ingenieuren gegenüber, deren Denken sich nur innerhalb der Grenzen ihrer Disziplin bewegt. Es ist also die fehlende Anwendung der Technik, die Ulrich dazu veranlasst, sich von ihr abzuwenden. Betrachtet man die beiden Zitate eingehender, sieht man, dass hier zwei verschiedene Formen von Anwendung benannt sind: zum einen die Verwendung technischen Denkens für die »Einrichtung der Welt«, zum anderen die »Anwendung« dieses Denkens »auf sich selbst«.

⁶⁶ Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2007, S. 37f.

Mit dem Hinweis auf die erste registriert der Text die von technokratischen Strömungen getragene Idee, die Gesellschaft auf der Grundlage des rationalisierten Denkens der Technikwissenschaften zu organisieren – erinnert sei an Dessauers Forderung, das »Ingenieurdenken« in die Politik zu bringen, oder an Brinkmanns Emphase des Ingenieurs, dessen Einsichten nunmehr in »allen menschlichen Dingen« wirksam werden können. Musils Erzähler aber konfrontiert die Hoffnungen auf einen Ingenieur, der technische Intelligenz zur »Einrichtung der Welt« einsetzt, mit dem Bild eines Ingenieurs als Fachidioten und unterminiert durch diese Gegenüberstellung allzu hohe Erwartungen.⁶⁷

Wenn auch Kellermanns *Der Tunnel* und Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*, die mit verschiedenen literarischen Mitteln ein kritisches Echo auf den Ingenieurhelden abgeben, dem Genre der Utopie nur unter Einschränkungen beziehungsweise gar nicht zuzuordnen sind, so unterhalten doch beide zu ihm auffällige Verbindungen. Für Kellermanns Roman ist ein Zusammenhang zur literarischen Utopie insofern geltend gemacht worden, als sich auch hier, in der Gestalt der als »Zukunftsstadt« ausgewiesenen Ortschaft »Mac City«, eine utopische, von einem Ingenieur hergestellte Welt beschrieben findet, die zwar kein Gesellschaftsmodell abgibt, sehr wohl aber, mit literarischen Utopien der Zeit vergleichbar, eine gemessen an der Schreibgegenwart technisch überlegene Welt darstellt.⁶⁸ Mit Blick auf den *Mann ohne Eigenschaften* ist ein überraschendes Bindeglied zur zeitgenössischen utopischen Belletristik darin zu sehen, dass auch im Mittelpunkt dieses Textes ein Techniker steht. Dabei liegt in dem Umstand, dass sich in Ulrich weder die Kavallerie noch das Ingenieurwesen und auch nicht die Mathematik zu einer Identitätsbildung verfestigen, bekanntlich ein vom Roman aufgeworfenes und reflektiertes Problem. Dessen ungeachtet bleibt es aufschlussreich, dass Musil selbst seit Oktober 1911 an einem nie fertiggestellten Text gearbeitet hat, der in

⁶⁷ Ein besonders ironischer Effekt liegt in dem am Ende des zweiten Zitats gemachten wie-Vergleich (»wie die Zumutung«): Das hierin eingeschlossene Bedrohungsbild (eines Totschlags) akzentuiert auch den Tabubruch, den eine Anwendung technischen Denkens außerhalb der Technik in den Augen dieser Ingenieure darstellen würde. Es ruft die destruktiven Potenziale auf, die eine solche Anwendung in sich birgt. Einige Hinweise auf Musils Ingenieurbild finden sich in Eckhard Gruber: Nachruf auf Günther K. – Ingenieurs-Zauber und Entzauberung der Ingenieure in der Literatur der Neuen Sachlichkeit. In: Jörg Döring/Christian Jäger/Thomas Wegmann (Hg.): Verkehrsformen und Schreibverhältnisse. Medialer Wandel als Gegenstand und Bedingung von Literatur im 20. Jahrhundert. Opladen: Westdeutscher Verlag 1996, S. 35–46. Gruber legt einen Schwerpunkt auf die Bedeutung des Ingenieurs für die Herausbildung eines Schriftstellerhabitus. Vgl. ebd., S. 45f.

⁶⁸ Hildegard F. Glass: Future Cities in Wilhelminian Utopian Literature. New York: Lang 1997, S. 117–142. Glass rekapituliert divergierende Positionen über die Zugehörigkeit des Romans zur Gattung der literarischen Utopie. Sie selbst bezieht den Roman auf Texte von Theodor Hertzka und Kurd Laßwitz und analysiert die im Roman dargestellte, nach der Hauptfigur benannte Stadt Mac City sowohl im Kontext der literarischen Utopie als auch vor dem Hintergrund zeitgenössischer Städtedebatten.

seinen Tagebuchaufzeichnungen unter den Stichworten »Südpol, Land über:« und »Roman, Utopischer: 5/69f.« aufscheint. Trotzdem es sich hierbei nicht einmal um ein Romanfragment, sondern lediglich um Skizzen zu einem Roman handelt, ist anhand einer längeren Tagebucheintragung zu erkennen, dass im Zentrum dieses utopischen Romans ein Mathematiker hätte stehen sollen, der von einem noch nicht erforschten Punkt am Südpol der Erde in den Bann gezogen ist: »Die Hauptperson Mathematiker«, schreibt Musil, »25 Jahre, Genie, zermüht von der Anwendungslosigkeit der Mathematik.«⁶⁹ Musils Arbeit an dieser Romankonstellation, die entfernt an Figurenkonstellationen zeitgenössischer utopischer Belletristik erinnert, hat in seinem Hauptwerk in der Gestalt des Technikers Ulrich, der seinerseits in politischen Sphären agieren wird, leise Spuren hinterlassen.

Wenn *Der Mann ohne Eigenschaften* an die Gattungsgeschichte der Utopie auch nur über diesen Umweg anschließbar wäre, so ist es doch auf die andere Seite hin bekannt, dass sich der Roman in den Reflexionen seines Erzählers über »Möglichkeitssinn« und Wirklichkeitssinn«⁷⁰ als literarischer Text in die Utopiedebatten der Zeit einschaltet. Anhand dieser Reflexionen, die uns nun zu der Frage nach den Leistungen der Ingenieurfigur für die Utopien und Utopiedebatten der Zeit zurückführen, wird abschließend zu zeigen sein, dass Musils Roman nicht nur einen ironischen Kommentar zu einem im frühen 20. Jahrhundert zirkulierenden Bild des Ingenieurs schreibt, sondern, dass der Erzähler dieses Romans selbst, wenn auch mit Vorbehalten, die Apotheose des Ingenieurs in seiner eigene Rede fortführt, um einen – wie es heißt – »bewußten Utopismus« zu stärken.

5. Echos auf den Ingenieurdiskurs in Musils Rehabilitierung des »bewußten Utopismus«

Bevor diese Spuren in der Erzählerstimme des *Mann ohne Eigenschaften* hervorgehoben werden, ist es notwendig, einige Vorbemerkungen dazu zu machen, wie sich Musils Nachdenken über den »bewußten Utopismus« in die zeitgenössischen Utopiedebatten einordnet. Otto Neurath, der Musil bekannt war und dessen Name in Musils Tagebuch erwähnt ist,⁷¹ schreibt in »Die Utopie als gesellschafts-

⁶⁹ Robert Musil: Tagebücher. Hg. von Adolf Frisé. Reinbek b. Hamburg 1983. Bd. Anmerkungen, Anhang, Register. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1983, S. 964; Vgl. ebd., S. 38, 964–973. Vgl. auch einen Brief Musils an Franz Blei vom 23. Mai 1930: Robert Musil: Briefe 1901–1942. Hg. von Adolf Frisé. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1981, S. 466.

⁷⁰ Vgl. Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften* (Anm. 66), S. 16ff. Wilhelm Voßkamp: Utopie als Antwort auf Geschichte. Zur Typologie literarischer Utopien in der Neuzeit. In: Hartmut Eggert/Ulrich Profitlich/Klaus R. Scherpe (Hg.): *Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*. Stuttgart: Metzler 1990, S. 273–283, hier S. 280.

⁷¹ Siehe Musil: *Tagebücher* (Anm. 69), S. 426, 428f., 521. Auch Popper-Lynkeus findet sich erwähnt, ebd., S. 75. Vgl. Antonia Soulez: Otto Neurath or the Will to Plan. In:

technische Konstruktion« über das Verhältnis von Utopie und Wirklichkeit das Folgende:

Und doch finden wir bei den Utopisten prophetische Ideengänge, die denen verschlossen blieben, welche, stolz auf ihren Wirklichkeitssinn, am Gestern klebten und so nicht einmal das Heute zu beherrschen vermochten. Utopien als Schilderungen unmöglicher Vorkommnisse zu bezeichnen ist durchaus unberechtigt, kann man doch einer erdachten Lebensordnung so gut wie niemals ansehen, ob sie nicht irgendwo und irgendwann Wirklichkeit wird.⁷²

Zu dem selben Verhältnis (Utopie und Wirklichkeit) heißt es im zweiten Teil des *Mann ohne Eigenschaften*:

Utopien bedeuten ungefähr soviel wie Möglichkeiten; darin, daß eine Möglichkeit nicht Wirklichkeit ist, drückt sich nichts anderes aus, als daß die Umstände, mit denen sie gegenwärtig verflochten ist, sie daran hindern, denn andernfalls wäre sie ja nur eine Unmöglichkeit [...].⁷³

Beide Autoren, Musil wie Neurath, richten sich hier gegen die Vorstellung, dass Utopien nichts anderes wären als schiere Unmöglichkeiten, und sie erwidern dieses Verdikt mit dem Hinweis darauf, dass eine Möglichkeit, die zu einem bestimmten Zeitpunkt erdacht worden ist, zu einem späteren Zeitpunkt durchaus Wirklichkeit werden kann. Beide Autoren bringen in ihrer Fürsprache für die Utopie also zunächst einen zeitlichen Aspekt ins Spiel (»irgendwann«, »gegenwärtig«) und greifen damit eine Denkfigur auf, die an das Bloch'sche Theorem des »Noch-Nicht«⁷⁴ erinnert. Die Ähnlichkeiten, die sich in Musils und Neuraths Strategien zeigen, die Utopie zu rehabilitieren, sind auffällig,⁷⁵ doch sie können nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Begriff der Utopie in den Werken der beiden etwas jeweils anderes meint. Während es Neurath, wie gezeigt wurde (vgl. Abschnitt 3), darum geht, eine »wissenschaftliche« (jenseits der utopischen Bellettristik verlaufende) *Genretradition* der Utopie stark zu machen, meint Utopie im *Mann ohne Eigenschaften* »ungefähr soviel wie« eine Möglichkeit beziehungsweise als »bewußter Utopismus« und »Möglichkeitssinn« eine menschliche Haltung, die für die Erprobung solcher Möglichkeiten ergebnisoffen bleibt.

Vienna Circle Institute Yearbook 4 (1996), S. 221–232, hier S. 230. Überraschenderweise ist Otto Neurath in Karl Corinos monumentaler Musil-Biografie an keiner Stelle erwähnt. Karl Corino: Robert Musil. Eine Biographie. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2003.

⁷² Neurath: Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion (Anm. 37), S. 228.

⁷³ Musil: Der Mann ohne Eigenschaften (Anm. 66), S. 246.

⁷⁴ Vgl. Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. In fünf Teilen. In: E.B.: Gesamtausgabe in 16 Bänden. Frankfurt/M. 1977. Bd.5: Kapitel 1–32. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977, S. 129–203.

⁷⁵ Vor dem Hintergrund von Musils Reflexionen fällt auf, dass bei Neurath von der Kategorie des »Möglichen« sehr häufig die Rede ist. Vgl. Neurath: Die Utopie als gesellschaftstechnische Konstruktion (Anm. 37), S. 229, 231. Eine diachrone Einordnung des »Möglichkeitssinns« in die philosophische Tradition leistet Michael Jakob: »Möglichkeitssinn« und Philosophie der Möglichkeit. In: Gudrun Brokoph-Mauch (Hg.): Robert Musil. Essayismus und Ironie. Tübingen: Francke 1992, S. 13–24.

Damit steht Musils Begriffsverwendung in größerer Nähe zu den etwa zeitgleich gewonnenen Utopiekonzeptionen von Ernst Bloch (»utopisches Denken«) und Karl Mannheim (»utopisches Bewusstsein«), in denen Utopie in ähnlicher Weise, losgelöst von einem Genrebegriff, eine anthropologische Kategorie darstellt.⁷⁶ Diese Koexistenz verschiedener Utopiebegriffe zu Beginn des 20. Jahrhunderts (als wissenschaftliches Genre bei Neurath, als Möglichkeit und Haltung bei Musil, Mannheim und Bloch) und der damit verbundene Umstand, dass in den Utopiedebatten nach dem Ersten Weltkrieg Utopie sowohl als ein Genre als auch als eine menschliche Verfasstheit reflektiert wird, ist mitzudenken, wenn die genannten Autoren im Folgenden in ihrem Nachdenken über Utopie, »utopisches Bewusstsein« und »Möglichkeitssinn« aufeinander bezogen werden.

Für die Frage nach der Rolle des Ingenieurs ist es nun aufschlussreich zu verfolgen, wie genau Musil bei seiner Rehabilitierung des »bewußten Utopismus« und »Möglichkeitssinns« vorgeht. Besonders anhand des vierten Romankapitels, »Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muß es auch Möglichkeitssinn geben«, lässt sich das verfolgen. Mit Blick auf die Kapitelüberschrift wäre zunächst zu vermuten, dass es sich bei »Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn« um ein binäres Oppositionspaar handelt. Allerdings entwickelt der Erzähler eine andere und weitaus inkomplexere Anordnung, in der zwischen drei Haltungen unterschieden wird, dem »Wirklichkeitssinn«, dem »Fehlen von Wirklichkeitssinn« und jenem »Wirklichkeitssinn«, den man auch »Möglichkeitssinn« nennt. Eine Pointe des Kapitels liegt nun in jener Profilierung des »Möglichkeitssinns« gegenüber einem schieren Fehlen von »Wirklichkeitssinn«. Um diese Abgrenzung zu verdeutlichen, ruft der Erzähler mit den Formulierungen »wie man sagt« oder »man nennt« zunächst abwertende Beschreibungen des »Möglichen« auf. Im Roman also heißt es:

Solche Möglichkeitsmenschen leben, wie man sagt, in einem feineren Gespinst, in einem Gespinst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven; Kindern, die diese Haltung haben, treibt man ihn nachdrücklich aus und nennt solche Menschen vor ihnen Phantasten, Träumer, Schwächlinge und Besserwisser oder Krittler. Wenn man sie loben will, nennt man diese Narren auch Idealisten, aber offenbar ist mit alledem nur ihre schwache Spielart erfaßt, welche die Wirklichkeit nicht begreifen kann oder ihr wehleidig ausweicht, wo also das Fehlen des Wirklichkeitssinns wirklich einen Mangel bedeutet.⁷⁷

⁷⁶ Die Verlagerung des Utopiebegriffes von einem Gattungsbegriff zu einem anthropologischen Begriff zeichnet folgender Artikel nach: Jürgen Fohrmann: Über Utopie(n). In: Germanisch-romanische Monatsschrift 43 (1993), S. 369–382. Auskunft über die Begriffe des »utopischen Denkens« und des »utopischen Bewusstseins« bei Bloch beziehungsweise bei Mannheim geben: Ernst Bloch: Antizipierte Realität – Wie geschieht und was leistet utopisches Denken? In: Hanna Gekle (Hg.): Abschied von der Utopie. Vorträge. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1980, S. 101–115; Karl Mannheim: Ideologie und Utopie. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann 1995, S. 169–225. Vgl. weiter Jiyoung Shin: Der »bewußte Utopismus« im Mann ohne Eigenschaften von Robert Musil. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 36, 38; sowie Voßkamp: Utopie als Antwort auf Geschichte (Anm. 70), S. 279–282.

⁷⁷ Musil: Der Mann ohne Eigenschaften (Anm. 66), S. 16.

Diese Aufzählung von Negativattributen des »Möglichen« erinnert noch einmal an Neurath, der sich in seiner Rehabilitierung des Genres gegen die Abwertung der Utopie zu einer Unmöglichkeit stellt. Es sind dieselben Pejorativa, an denen sich aber auch der Soziologe Karl Mannheim in seiner 1929 erschienenen Arbeit *Ideologie und Utopie* abarbeitet, der mit seinem Theorem des »utopischen Bewusstseins« näher bei Musils Begriff von »Utopie« und »Möglichkeitssinn« liegt als Neurath. In einem Abschnitt über das »utopische Bewusstsein« behauptet Mannheim nämlich, dass Utopie im zeitgenössischen Sprachgebrauch Vorstellungen bezeichne, die prinzipiell unverwirklichbar wären, und macht damit auf eine Verschüttung der Differenzen aufmerksam.⁷⁸ Dieser Indifferenz gegenüber dem Utopiebegriff stellt Mannheim dann eine Unterscheidung von »absolut« und »relativ utopisch« entgegen, ähnlich wie Musil zwischen einem Fehlen von »Wirklichkeitssinn« und einem »Wirklichkeitssinn« namens »Möglichkeitssinn« differenziert, und bringt so eine verdeckte Bedeutungsschicht von »Utopie« ans Tageslicht: dass »utopische« Vorstellungen nicht generell, sondern nur von einer bestimmten gesellschaftlichen Position aus gesehen als unverwirklichbar erscheinen. Beide Autoren, Musil wie Mannheim, antworten, wenn auch in einer jeweils anderen Terminologie und wenn auch im Falle Musils ohne soziologische Begründung, auf eine Begriffsverengung des »Möglichen« beziehungsweise der »Utopie«, indem sie verschiedene Stufen des »Möglichen« beziehungsweise von »Utopie« unterscheiden.⁷⁹

Bei Musil folgt auf die Einspielung jener Abwertungen, die das »Mögliche« begleiten, eine Gegendarstellung, ein »jedoch«, zu welcher der Erzähler folgendermaßen ansetzt:

Das Mögliche umfaßt jedoch nicht nur die Träume nervenschwacher Personen, sondern auch die noch nicht erwachten Absichten Gottes. Ein mögliches Erlebnis oder eine mögliche Wahrheit sind nicht gleich wirklichem Erlebnis und wirklicher Wahrheit weniger dem Werte des Wirklichseins, sondern sie haben, wenigstens nach Ansicht ihrer Anhänger, etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewußten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt.⁸⁰

⁷⁸ Er nennt das eine »alle Teildifferenzen verschüttende [...] Antithese«: Mannheim: *Ideologie und Utopie* (Anm. 76), S. 173.

⁷⁹ Eine gegenseitige Kenntnisnahme zwischen Musil und Mannheim ist nicht belegt. Allerdings hielt sich Mannheim 1919/1920 für kurze Zeit in Wien auf und war wie Musil mit dem ungarischen Schriftsteller und Filmtheoretiker Béla Balázs bekannt. Aus Mannheims Briefwechsel geht hervor, dass Mannheim Balázs 1930 ein Exemplar von *Ideologie und Utopie* zusandte. Fünf Jahre zuvor schreibt Musil seine Rezension zu Balázs' Filmbuch *Der sichtbare Mensch oder Die Kultur des Films*. Vgl. hierzu: Karl Mannheim. *Selected Correspondence (1911–1946)* of Karl Mannheim, Scientist, Philosopher, and Sociologist. Hg. v. Éva Gábor. Lewiston: Edwin Mellen Press 2003, S. 394.

⁸⁰ Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften* (Anm. 66), S 16.


Gegen den Verdacht der Wirklichkeitsferne setzt Musils Erzähler, indem er abermals die Rede anderer aufnimmt (»nach Ansicht ihrer Anhänger«), ein längeres Syntagma, in dem besonders die Beschreibungen des »Möglichen« als »Flug« und »Bauwillen« auffallen. Es ist alles andere als zufällig, dass hier zur Stärkung der »mögliche[n] Wahrheit« und des »mögliche[n] Erlebnisses« das semantische Feld der Aviatik und des Ingenieurwesens aufgerufen wird, und das »Mögliche« dadurch in die Nähe einer technischen Erfindung gerückt wird. Musils Rehabilitierung des »Möglichen« erinnert auf dieser bildlichen Ebene sowohl an Neuraths Vergleiche (»Die Utopien [...] so wie die Konstruktion neuer Brücken und Flugzeuge«) als auch an die fiktiven Räume von »Ingenieurutopien«, in denen utopische Welten sowohl als hergestellte als auch als herstellbare Welten gezeigt werden. Aber auch mit der Sequenz »etwas sehr Göttliches [...], ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen« nimmt Musils Erzähler ein Element aus der apotheotischen Rede über den Ingenieur in seine eigene auf. Denn unüberhörbar klingt in dieser Wortgruppe der Prometheusmythos an, die Geschichte jenes Menschenfreundes, halb Mensch, halb Gott (»etwas Göttliches«), der zum Himmel stieg (»Flug«), den Göttern das Feuer raubte (»Feuer«) und der als Ahnherr des Häuser- und Schiffbaus erinnert wird (»Bauwillen«).

Keine andere mythologische Figur gibt es, mit der die Ingenieure in technokratischen Manifesten, in der Literatur, in der zeitgenössischen Werbung oder in späteren Kulturgeschichten der Technik öfter verglichen wurden: 1922 etwa wirbt der Konzern Du Pont mit dem Bild eines Ingenieurs, auf dessen rechter Seite es heißt: »This is today's Prometheus Bringer of comforts The Chemical Engineer!«⁸¹

Im Kontext der sich formierenden Technokratiebewegung wird mittels der Prometheusfigur mitunter auch die eingangs erwähnte Selbstermächtigung der Technik durchzusetzen versucht. Auf dem Spiel steht hier die Autonomie der Technik vor anderen Gesellschaftsbereichen. Bei Brinkman ist diese Argumentation folgendermaßen umgesetzt:

Dann wird der Ingenieur wieder aus einem Diener zu einem Herren werden. Vorläufig ist technisches Denken ein Geschäft; je einseitiger die Fähigkeit, desto wertvoller der Mann, der durch die Atomisierung der Kenntnisse stets irgendwo irgendetwas leisten kann. Nur die besten gehen zurzeit leer aus; die, welche das Weltall in seiner Totalität übersehen, lassen sich nur schwer in das Gefäß eines Spezialfaches hineinpressen. Dieser angeschmiedete Prometheus wird dann wieder frei sein, wird mit dem Feuer seines Geistes schaffen, um alles andere unbekümmert, nicht mehr leidvoller Handlanger anderer Zwecke, sondern sich selbst zur Genüge, da sein Schaffen Kultur ist. Und lachen

⁸¹ Über das Du Pont-Plakat informiert Ruth Oldenziel: *Making Technology Masculine. Men, Women and Modern Machines in America, 1870–1945*. Amsterdam: Amsterdam University Press 1999, S. 88. Ein Beispiel für eine Kulturgeschichte der Technik, in welcher der Prometheusmythos aufgenommen wird, stellt folgende Arbeit dar: David S. Landes: *The Unbound Prometheus. Technological Change and Industrial Development in Western Europe from 1750 to the Present*. Cambridge: Cambridge University Press 1969.



*"Come Prometheus, the Fire-Bringer, he who snatched
from the sun's glowing chariot thrice-precious fire
and brought it hidden in a fowl's skin, to earth,
that men might live like gods in its pleasant warmth."
(Transl. Greek Myth)*

THIS is today's Prometheus Bringer
of comforts The Chemical Engineer!

One of civilization's pioneers, it is he who has brought to mankind comforts and conveniences that a century ago were only wishes.


It is he who, searching in the hidden depths of Nature, has bared her secrets and laid at the feet of the world's industries new substances, new uses for them, new ways of using the present materials of commerce in the satisfying of man's wants.

It is he who, watching on the frontiers of science, has seen in his test-tubes visions of industries yet unborn that are to drive commerce to the far corners of the earth in the service of man's needs.

The world's debt to The Chemical Engineer is one that can never be paid.

This is one of a series of advertisements published that the public may have a clearer understanding of E. I. du Pont de Nemours & Co. and its products.

E. I. DU PONT DE NEMOURS & COMPANY, Inc., Wilmington, Del.

TRADE  MARK

No. 1

Werbung des Konzerns Du Pont (1922), Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Hagley Museum & Library, Wilmington, DE.

wird er der Adler, die bisher seine Seite zerrissen, der Mächtigen einer verschwundenen Welt.⁸²

Gemessen an Brinkmanns Rede vom Ingenieur als einem »angeschmiedete[n] Prometheus«, der sich eines Tages befreien wird, greift Musil den Mythos durch das angezeigte Syntagma in der Erzählerstimme nur indirekt auf. Der Vergleich zu Brinkmann zeigt weiter, dass das Aufnehmen dieser Rede nicht ohne Vorkehrungen erfolgt. Sehr deutlich markiert Musil die Sequenz »etwas sehr Göttliches [...], ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen« als geborgte Rede und signalisiert damit eine Form der Distanz zu den »Anhängern«, aus deren Rede diese Attribute stammen. In anderen Worten: Musils Erzähler bewegt sich hier zwar innerhalb der zeitgenössischen Rede über den Ingenieur und nutzt deren Potenziale, um das »Mögliche« gegenüber seinen Abwertungen zu rehabilitieren, er ist aber zugleich darum bemüht, seine Immunität gegenüber eben dieser Rede nicht preiszugeben.

6. Zusammenfassung und Ausblick

Blickt man von hier auf die Rekonstruktion der Leistungen der Ingenieurfigur für das Genre der Utopie sowie für die zeitgleich geführten Utopiedebatten zurück, dann wird vor allem ein Aspekt deutlich: Als ein Held in der utopischen Belletristik (Grunert, André), als ein Vergleichspunkt für den Autor »wissenschaftlicher Utopien« (Neurath) sowie als Diskurspartikel in Musils Reflexionen über den »bewußten Utopismus« funktioniert der Ingenieur als eine Figur der Aufwertung. Für beide (in Anlehnung an Kenneth M. Roemer) Gesichter der Utopie, nämlich die Utopie als ein belletristisches Genre sowie als eine Form der wissenschaftlichen Gesellschaftstheorie, aber darüber hinaus auch für die Utopie im Sinne einer Möglichkeit, die durch eine spezifische menschliche Haltung (Musils »bewußter Utopismus«) erreichbar wird, garantiert die Rede vom Ingenieur, dass die jeweils auf dem Spiel stehende Utopie (im Sinne einer technisierten Zukunft, eines perfekten Staatengebildes, einer sozialeren Gesellschaft oder einer verschiedentlich zu konkretisierenden, anderen Möglichkeit) vom Verdacht des Illusionären befreit und als herstellbar gezeigt wird.

Auffällig bleibt dabei nicht nur, dass der Ingenieur über die Grenzen gattungsinterner Konkurrenz (utopische Trivalliteratur, »wissenschaftliche Utopie«) hinweg aktualisiert wird, sondern auch, dass diese Aneignung ideologisch verschieden erfolgt. Das ist einerseits ein Indiz für das große metaphorische Potenzial, das diese Figur birgt, es zeigt die Rede über den Ingenieur andererseits als ein diskursives Terrain, in dem zeitgenössische ideologische Konflikte ausgetragen werden und aus heutiger Perspektive abzulesen sind.

⁸² Brinkmann: Der Ingenieur (Anm. 1), S. 85.

Anhand des sich weit verästelnden Ingenieurdiskurses werden weiter noch zu wenig erforschte Transgressionen zwischen der Gattungsgeschichte der Utopie und den zeitgleich geführten Utopiedebatten sichtbar.⁸³ Der Ingenieur als eine Figur, der in beiden Bereichen zentrale Bedeutung zukommt, ist in diesem Sinne auch als ein Inbegriff für diese Phase der Utopiegeschichte aufzufassen. Wenn mit Wilhelm Voßkamp davon ausgegangen werden kann, dass utopische Entwürfe zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr im Zeichen der endgültigen Festlegung eines Zustands stehen, sondern im Zeichen ihrer Ermöglichung,⁸⁴ dann ist es kein Zufall, dass ausgerechnet der Ingenieur als eine Figur, die sich durch die Fähigkeit zur Konstruktion anderer Welten auszeichnet, sowohl in Genretexten als auch in den Utopiedebatten der Zeit eine solche Konjunktur erlebt. Mit Blick auf die dargestellten Aktualisierungen dieser Figur, die in komparatistischer Perspektive zu erweitern wären (H. G. Wells, Jewgenij Samjatin, Aleksandr Bogdanov) wird der Ingenieur als ein Inbegriff lesbar für jene *Ermöglichung* utopischer Welten, die als ein Signum dieser Phase der Utopiegeschichte gelten kann.

⁸³ Die vorliegende Rekonstruktion von Adaptationen des Ingenieurs über die Grenzen von Gattungsgeschichte und Utopiedebatten hinweg antwortet kritisch auch auf eine Praxis der Utopieforschung, die beiden Sphären von einander entkoppelt zu erforschen. Für beide Bereiche liegen aufschlussreiche Arbeiten vor: Für das Genre vgl. Innerhofer: *Deutsche Science Fiction 1870–1914* (Anm. 19); Brandt: *Der deutsche Zukunftsroman 1918–1945* (Anm. 16); sowie: Rolf Tzschaschel: *Der Zukunftsroman der Weimarer Republik. Eine geschichtswissenschaftliche Untersuchung*. Wetzlar: Förderkreis der phantastischen Bibliothek Wetzlar 2002. Für die Utopiedebatten: Inge Münz-Koenen: *Konstruktion des Nirgendwo. Die Diskursivität des Utopischen bei Bloch, Adorno, Habermas*. Berlin: Akademie Verlag 1997.

⁸⁴ Voßkamp: *Utopie als Antwort auf Geschichte* (Anm. 70), S. 280f.